

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 7 (1943-1944)

Buchbesprechung: Comptes rendus = Besprechungen = Recensioni

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Comptes rendus — Besprechungen — Recensioni

SOMMAIRE

W. v. WARTBURG, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft* (K. Jaberg), p. 277. — *Die römische Schweiz* (Marcel Beck) (A. S.), p. 286. — F. MAURER, *Oberrheiner, Schwaben, Südalemannen* (R. Hotzenköcherle), p. 291. — L'abbé P. GARDETTE, *Géographie phonétique du Forez / Etudes de géographie morphologique sur les patois du Forez* (K. Jaberg), p. 303. — *Zum Paläosardischen* (M. L. Wagner), p. 306. — M. ATZORI, *Saggio sulla fonetica del dialetto di Isili* (M. L. Wagner), p. 323. — J. POGGI, *Appellativi sardi della forfecchia* (M. L. Wagner), p. 333. — A. STEIGER, *Alfonso el Sabio, Libros de achedrex, dados e tablas, Das Schachzabelbuch König Alfons des Weisen* (R. Menéndez Pidal), p. 337.

INHALT

SOMMARIO

W. v. WARTBURG, *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft*. Max Niemeyer Verlag, Halle 1943.

« Das vorliegende Buch », schreibt der Verfasser im Vorwort, « möchte Studenten und Laien den Zugang zu den Problemen öffnen, die heute die sprachwissenschaftliche Forschung beherrschen. In Verbindung damit wird an einigen Beispielen gezeigt, welcher Methoden man sich bedient, um diese Fragen zu lösen. » Dabei sollen nur einige Hauptfragen ausführlicher behandelt werden, diejenigen besonders, die zur Strukturgeschichte der Sprachen hinführen; denn von dieser modernen Betrachtungsweise verspricht sich Wartburg die weittragendsten Ergebnisse. Die Sprache soll begriffen werden als « Teil eines großen Ganzen, der gesamten menschlichen Existenz ».

Wenn es der Verfasser auch nicht wahr haben will, so spielt doch, wie man sieht, die Aktualität der Probleme, die Milieu- und Zeitbedingtheit der Forschung bei der Zielsetzung eine entscheidende Rolle. Freilich soll gleich beigefügt werden, daß ein anderer Gesichtspunkt — den Wartburg im Vorwort nicht erwähnt — mitbedingt gewesen ist: es werden sozusagen alle wissenschaftlichen Fragen einbezogen und einverwoben, die W. im Laufe der Jahre

persönlich durchdacht und in Einzelarbeiten behandelt hat. Das gibt dem Buche eine Lebendigkeit, die den Studenten und den Laien besonders anziehen wird. Daneben erlauben dem Verfasser der Beziehungsreichtum seines sprachwissenschaftlichen Denkens, seine umfassende sprachgeschichtliche Einzelerfahrung und sein darstellerisches Talent, auch Übernommenem neue Aspekte abzugewinnen, es in überraschende Zusammenhänge einzuordnen und durch reiche Beispielgebung und geschickte, oft eindrucksvolle Formulierung Bekanntes zu erneuern. Freilich wäre man ihm dankbar gewesen, wenn er die verschwimmenden Grenzen zwischen Eigenem und Fremdem etwas schärfer markiert und seine Quellen etwas spezifizierter angegeben hätte. Das gilt auch für die Stellen, wo er sich selber ausschreibt, werden doch in den Schlußkapiteln des Buches ganze Seiten aus seinen früheren Arbeiten wörtlich oder fast wörtlich wiederholt. Gehört die Gewöhnung an eine peinliche Gewissenhaftigkeit in den Quellenverweisen nicht auch zur methodischen Erziehung des angehenden Wissenschaftlers, dem die *Einführung* doch in erster Linie zugesetzt ist?

Die linguistische Problematik wird dem Leser, « der der Sprachwissenschaft eben erst näher tritt », an vielen Beispielen vor Augen geführt, so etwa bei der Diskussion der Einführung des unbetonten Subjektpronomens im Französischen, bei der Erörterung des Wesens des Lautgesetzes, bei der Untersuchung des Verhältnisses zwischen deskriptiver und historischer Sprachbetrachtung usf. In andern Fällen empfinde ich die Darstellung — ad usum delphini — etwas zu stark vereinfacht. Das Bild des Lesers, das Wartburg vor Augen hat, fluktuiert: bald ist es das des Anfängers, bald — dem Vorwort zum Trotz — das des Fachmannes; bald will das Buch belehren, bald kämpfen und überzeugen; bald ist es dialektisch, bald dogmatisch. Allzu dogmatisch wird der Vortrag besonders dann — und gerät mit dem Titel des Buches in Widerspruch — wenn der Verfasser von Eigenem spricht, etwa von der Beeinflussung des nordfranzösischen Betonungs- und Vokalsystems durch das Fränkische. Wie instruktiv wäre es gewesen, hier all die Gegenfragen zu erörtern, die sich diejenigen stellen werden, die von der Richtigkeit der Wartburgschen Hypothese, so anziehend sie auch sein mag, nicht ganz so überzeugt sind wie er selbst. Dasselbe gilt für die Erklärung des pejorativen Präfixes *ca-* p. 74 ss., wo weder auf die Autoren verwiesen wird, die sich mit dem Problem beschäftigt haben (Wartburg inbegriffen), noch gesagt wird, daß sehr verschiedene Lösungen vorgeschlagen worden sind. Das wäre um so eher nötig gewesen, als Verhältnisse vorliegen, die ohne eingehende Einzeluntersuchungen schwer zu beurteilen sind. Warum sagt, um einen dritten Fall zu nennen, Wartburg nicht, daß er selbst

das gesamte Material zu der Familie *cafouiller*, *farfouiller*, *trifouiller* usw. im *FEW* unter *FODICULARE ausgebreitet und interpretiert hat (cf. unten)? Erhält doch dort der Leser eine viel wirklichkeitsnähere Vorstellung von den Verhältnissen, als sie ihm die schematisierte Darstellung der *Einführung* gibt.

Doch nun zu Aufbau und Inhalt des Buches! Es beginnt mit einem theoretischen Teil, der — neben anderem — in die Denkart der Genfer Schule einführt, vor allem das Verständnis für den Gegensatz zwischen synchronischer und diachronischer Betrachtungsweise öffnet. Dann folgen Erörterungen über Lautwandel, morphologische Neubildungen, Syntax und Wortschatz. Wenn der Verfasser dabei der konventionellen Einteilung der grammatischen Erscheinungen folgt, so tut er es ohne jede Pedanterie, mit fortwährenden Ausblicken auf allgemeine Fragen und steter Betonung des Prinzipiellen. Der Leser erhält, dank den zahlreichen mehr oder weniger ausführlich behandelten und gut ausgewählten Beispielen einen lehrreichen Einblick in die sprachwissenschaftliche Praxis. Daß der Wortschatz eine besonders eindringliche Behandlung erfährt, wird bei dem Verfasser des bewunderungswürdigen *Französischen etymologischen Wörterbuches* nicht verwundern. Wenn er im III. Teil des Buches zu seinen Lieblingsideen über historische und deskriptive Sprachwissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnis zurückkehrt, so steht wieder die Wort- und Bedeutungslehre im Zentrum. Dabei erfährt, im Anschluß an die Betrachtungen, die er *ZRPh.* 57 (1937), 296–312, über die Gliederung des Wortschatzes und die Gestaltung des Wörterbuchs veröffentlicht hat, die Feldlehre von Trier und andern eine wie mir scheint zutreffende kritische Würdigung. Der Abschnitt «Folgerungen für die künftige Forschung» skizziert das Programm einer strukturell orientierten Sammlung des Wortschatzes, worüber sich der Verfasser ausführlicher in den *Mélanges Bally*, p. 10 ss., ausgelassen hat.

Seinen eigentlichen Höhepunkt erreicht das Buch, wieder frühere Gedanken des Autors aufnehmend, aber sie vielfach erweiternd, in den Schlußabschnitten über «die Eigenart des französischen Sprachbaus und ihre historische Grundlage», über «Sprache und Rede» und «Sprache und Volk». Hier bewährt sich die ausgesprochene Begabung Wartburgs für die zusammenschauende Synthese. Besonders fesselnd ist die vergleichende Darstellung der Entwicklung der französischen, der deutschen und der italienischen Schriftsprache, wo man bloß die gegenseitige Durchdringung von Germanentum und Romanentum auf französischem und auf deutschem Boden und die Bedeutung des fränkischen Elements — in Frankreich und in Deutschland — allzu pointiert finden und am Schlusse die Abschweifung ins Politische als unnötig empfinden mag. Das

konkrete geschichtliche Geschehen ist hier mit einer Intensität erfaßt, die der Darstellung Anschaulichkeit und Beschwingtheit zugleich gibt, so daß man die Einwände gegen eine Linienführung vergißt, die höchst komplizierte Zusammenhänge außerordentlich vereinfacht.

Es gehört zu den Vorzügen der *Einführung* Wartburgs, daß auch der Fachmann nicht darüber hinwegliest wie über irgend ein Elementarbuch. So sei es dem Rezensenten gestattet, einige Punkte herauszugreifen, die ihn besonders interessieren.

p. 76 wird gezeigt, wie ein Wort — im vorliegenden Falle *fouiller* — « zum Zentrum einer unaufhörlich wachsenden Wortgruppe » werden kann: *farfouiller*, *trifouiller*, *bafouiller*, *mafouiller*, *kerfouiller*, *cherfouiller*, *gafouiller*, *patrifouiller*, *tafouilleux*, *chiffouiller*. Derartige Wucherungen haben freilich, wie mir scheint, noch andere Wurzeln als die von Wartburg abgedeckten. Spielt hier das lautsymbolische Bedürfnis, dessen Bedeutung er übrigens nicht übersieht. (cf. p. 118 ss.), nicht eine ebenso große Rolle wie die Wortverschränkungen, auf die er die Bildungen zurückführt? Ist es nicht so, daß manche von den zur Erklärung herbeigezogenen Wörtern höchstens als vage, halbverwischte Erinnerungsbilder wirksam waren, als lautliche Spuren, die dem nach lautsymbolischer Benennung drängenden Begriff des Durchsuchens das Geleise vorzeichnen? Es ist in solchen Fällen äußerst schwierig, kontaminierende Wörter aufzuzeigen. Der subjektiven Auffassung des Erklärters ist hier Tür und Tor geöffnet. Der Vorsichtige wird sich mit fragenden Hinweisen auf verschiedene Möglichkeiten begnügen. Bei *trifouiller* wird man gewiß an *tripoter* und *tribouiller* denken. Aber darf man für das weitverbreitete *farfouiller* den Küchenausdruck *farcir* verantwortlich machen? Im FEW III, 671 s. ist Wartburg selbst zurückhaltender. Liegt nicht ein onomatopoetischer resp. lautsymbolischer Stamm FARF- vor? Pikardisch-normannisches *kerfouiller*, *carfouiller*, *cherfouiller* wird man nicht ganz von dem auch in den schriftsprachlichen Wörterbüchern figurierenden *serfouir* ‘oberflächlich pflügen, eine Pflanze behacken’ trennen wollen, dessen Formen das FEW III, 664 unter FODERE verzeichnet, wenn auch die Annahme eines Einflusses von *querir*⁷ und *chercher*⁷ naheliegt. Bei *mafouiller* schwebt wohl kaum ein banales mal vor. Man könnte hier an einen Stamm MAFF- denken, wie Wartburg bei *bafouiller* und *gafouiller* an die Stämme BAFF- und GAFF- denkt. Noch näher kommt man vielleicht der Wahrheit, wenn man *ma-*, *ba-*, *ga-* als Pseudopräfixe auffaßt, wie sie uns besonders das Argot bietet; daß die genannten Wörter einen argothen Anstrich haben, ist kaum zu bestreiten — je mehr die französischen Mundarten zerfallen, desto mehr nehmen sie argotische Elemente auf.

Es ist endlich schwer zu sagen, ob in den genannten Wörtern die Vorstellung eines Stammes *fouill-* oder die eines pejorativen Suffixes *-ouiller* vorwiegt. Vermutlich schwankt die innere Sprachform von Individuum zu Individuum oder gar von Fall zu Fall je nach den Satzzusammenhängen und okkasionellen Assoziationen. Wir haben es mit sprachlichem Gleitsand zu tun, mit verwehenden Spuren, mit Momentangebildern, die jeder Windstoß anders formt — bis sie wieder verschwinden oder sich, unter günstigen Umständen, verfestigen. Es gibt in der alltäglichen Umgangssprache und in der lebendigen Mundart weit mehr Wörter dieses Typus, als man gemeinlich annimmt. Sie gehören besonders gewissen Begegnungsgebieten an, die angedeutet seien mit den Stichwörtern schaukeln, wiegen, schlendern, trödeln, wackeln, trippeln, wühlen, stöbern, stochern, plantschen, schwatzen, stammeln usf.

Von diesen Gesichtspunkten aus geschaut erscheint nun wohl auch die Entstehung des Präfixes *ca-* (p. 74 ss.) in einem etwas andern Licht als sie Wartburg sieht. Er nimmt an, daß es aus Kontaminationen vom Typus *cabane + loge = caloge* 'Hundehütte', *cacher + fouiller = cafouiller* 'durchstöbern' hervorgegangen ist. Ich halte das, zum mindesten subsidiär, für möglich. Aber auch hier darf man nicht zu absolut formulieren. Gewiß weiß auch Wartburg, wie prekär in manchen Fällen seine Erklärungen sind¹. So sehe ich die eben angeführte Annahme (*cafouiller = cacher + fouiller*) als zweifelhaft an. Bei *caduire* 'welken' (vielmehr 'welken machen', cf. Jaubert, *Gloss. du Centre*, wo mit dem Beispiel 'cette médecine a bien *cadui* sa fièvre' auch die Bedeutung 'affaiblir, faire tomber' illustriert wird) genügt doch wohl der Hinweis auf mfr. *duire* 'führen' als kontaminierendes Wort nicht. Mir scheint, daß von dem mundartlich recht gut belegten *cadu*, *cadut* 'triste, abattu, honteux, maladif' auszugehen ist (cf. deutsch *hinfällig*), neben dem im Westen auch *cadru*, *cadrou* usf. stehen. Cf. *FEW III*, 171^a und II, 32^a, wo einiges zu ergänzen wäre. Bezeichnend ist bei Verrier und Onillon, *Glossaire de l'Anjou*, *se caduer* 'se casser, devenir décrépit, caduc' neben *se caduir(e)* in derselben Bedeutung. *duire* resp. eine Präfixbildung davon (cf. speziell *se conduire* = *se diriger*) wird nur so weit eingewirkt haben, als es die Verbalendung bestimmte, und zwar möchte ich annehmen, daß man über *cadure* zu *caduire* gekommen ist, weil *duire*, *conduire*, *reduire* usw. neben *dure*, *condure*, *reconduire* usw. stehen. Cf. Chambure, *Glossaire du Morvan*, unter *duire*, *dure*, *condeure* und *recondure*.

Für ganz ausgeschlossen halte ich es, daß Kreuzungen vom

¹ Cf. *FEW III*, 909^b–910^a, die Bemerkungen zu *journiller* usf., die durchaus zu meiner Auffassung stimmen.

Typus *caloge*, *caniche* usf. auf der allgemein verbreiteten Gewohnheit beruhen, einen Begriff, auf den man Nachdruck legen will, zweimal zum Ausdruck zu bringen. Stilistische Doppelungen haben eine ganz andere Grundlage. Aber wie immer es sich in diesen und andern Fällen verhalten möge, Wartburg hat das Verdienst, auf eine merkwürdige Form des Hineinwachsens ursprünglich nicht morphologischer Elemente in die Wortbildung aufmerksam gemacht zu haben.

p. 125 ss. wendet sich der Verfasser gegen Gilliéron, indem er auch hier von Ideen ausgeht, die er schon anderswo entwickelt hat¹. Er hat gewiß recht, wenn er den ausschließlich auf den intellektuellen Gehalt der Wörter abstellenden Untersuchungen von Gilliéron Einseitigkeit vorwirft. Auch darin wird man ihm zustimmen, daß die Art wie die Materialien für die modernen Sprachatlanten gesammelt und vorgelegt werden, den Forscher fast zwangsläufig zu einer intellektualistischen Sprachbetrachtung führt. Die Gründe mögen aber bei Gilliéron doch noch tiefer liegen: Er gehört wie Saussure einer Zeit an, die dem Irrationalen in der Forschung einen geringen oder gar keinen Platz gewährte; das Ideal-sprachwissenschaftlicher Beweisführung war für ihn das mathematische, ein Ideal, das er in der ausgeprägtesten Form in seiner umfanglichsten Untersuchung, derjenigen über die Benennungen der Biene in der Galloromania zu verwirklichen suchte. Ich werde nie vergessen, wie er einmal, von schöpferischem Fieber erfaßt, hinaufzeigte zum Sternenhimmel und als größte Tat des Sprachforschers pries, die Existenz eines nicht belegbaren Wortes mit derselben mathematischen Sicherheit nachzuweisen, wie der Astronom den Ort eines nicht sichtbaren Sternes errechnet. Victor Gilliéron, der Geologe, und Horace-Bénédict de Saussure, der Naturforscher, haben in ihren Nachkommen gelebt, und der Rationalismus ist bei Ferdinand de Saussure wie bei Jules Gilliéron Erbe des Geschlechtes und der Zeit zugleich.

Sehr hübsch formuliert Wartburg p. 136 die Eigenart des Sprachatlases, indem er das Fehlen subsidiärer Begriffe und affektiver Wörter betont: « Das Bild, das er vom Sprachschatz gibt, gleicht einer Hügellandschaft im Nebelmeer: nur die Spitzen [lies: die Wörter für die wichtigsten, scharf zu erfassenden Begriffe] ragen heraus; die Niederungen [gemeint ist die Umwelt der Normalwörter, die Trabantenwörter, wie sich Wartburg ausdrückt], auf

¹ Vorrede zum ersten Bande des *FEW* (1922) und *Das Ineinander greifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft* in den Berichten über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-Hist. Klasse 1931, 1. Heft.

welchen diese aufruhen und welche die Höhen miteinander wesentlich und organisch verbinden, bleiben unter dem Schleier der Nebel verhüllt... So gibt uns der Atlas nur die eine Seite des Sprachlebens, die rationale, nicht aber die emotive.» Es wäre vielleicht beizufügen, daß die Verfasser des *AIS* diesem Übelstand — der ihnen durchaus bewußt war — durch die Verwendung eines erweiterten Fragebuches und durch Hilfsaufnahmen, die an den Sachen und an den Arbeitsvorgängen orientiert waren, wenigstens bis zu einem gewissen Grade abzuhelfen suchten und daß es die Verfasser des Rumänischen Sprachatlases in noch weiterem Umfang getan haben.

Wenn nun freilich Wartburg meint, Gilliéron sei nicht bekannt gewesen, daß dem Melken das Anmelken vorangeht und das Ausmelken folgt, und wenn er ihm die naive Annahme zutraut, ein Witz (*vicaire* für 'Hahn') gehe aus einem sprachökonomischen Bedürfnis hervor, so muß ich hier aus der persönlichen Vertrautheit mit dem Meister heraus lebhaft Einspruch erheben. Gilliéron, der schon als Knabe seinen Vater von Sennhütte zu Sennhütte begleitete und in Vionnaz Leben und Arbeit der Bergbauern teilte, der später als kleiner Grundbesitzer an der Grenze zwischen Reben und Wiesen wirtschaftete, war mit den ländlichen Verhältnissen viel zu genau vertraut, als daß er nicht gewußt hätte, daß *ajuster* und *bléchi* das Anmelken bezeichnet haben und von hier aus zu Normalausdrücken für das Melken aufgestiegen sind. Dagegen scheint er in der Tat die Möglichkeit übersehen zu haben, daß auch *traire* 'melken' von derselben Bedeutung ausgehen könnte. Man bedenke, daß die ersten sprachgeographischen Arbeiten Gilliérons wohl ausnahmslos aus Vorlesungen und Diskussionen an der École des Hautes Études hervorgegangen sind; sie haben vielfach mehr den Charakter von Zusammenfassungen als von ausführlichen Darstellungen; dabei wird im Streben nach Knappeit manchmal auf den unvorbereiteten Leser zu wenig Rücksicht genommen und das leidenschaftliche Erleben der Probleme führt zu übersteigerten Formulierungen. Gilliéron ist cum grano salis zu lesen. Man darf nicht meinen, daß er ignoriere, was er nicht sagt. Es ist abwegig, zu behaupten, das schöpferische Walten der Phantasie in der Sprache sei ihm verborgen geblieben. Die meisten Vorhalte Wartburgs hätte er im Bewußtsein seiner weitreichenden sprachlichen und sachlichen Erfahrung mit ärgerlichem Spott als selbstverständlich abgelehnt.

Die Frage, ob die Ersatzausdrücke für Sprachschäden dem schon vorhandenen Reservoir der Sprache entnommen oder ad hoc gebildet worden seien, halte ich für weniger zentral als Wartburg, da doch wohl das eine und das andere vorkommt. In dem Falle von

vicaire für GALLUS und CLAVELLUS für CLAVUS teile ich freilich seine Meinung.

Auch Saussure darf man nicht wörtlich nehmen. Ihm eignet eine ganz persönliche Denk- und Ausdrucksform, der man bei der Interpretation und Diskussion seiner Ideen Rechnung tragen muß. Saussure denkt antithetisch und formuliert absolut. Seine Darstellung baut sich aus einer fortlaufenden Kette von Distinktionen auf, die er gerne überspitzt, ja zum Paradoxon steigert. Er unterscheidet und stellt einander gegenüber Sprache und Rede, innere und äußere Sprachelemente, gesprochene und geschriebene Sprache, Willkürlichkeit und Motiviertheit der Zeichen, Synchronie und Diachronie, syntaktische und assoziative Beziehungen usf. Das sprachliche Zeichen ist ihm unveränderlich und veränderlich zugleich, das Synchronische und das Diachronische sind autonom und bedingen sich doch gegenseitig usf.

Man vergesse auch nicht, daß das, was uns Bally, Sechehaye und Riedlinger vorgelegt haben, nicht eine geschriebene, sondern eine gesprochene Vorlesung, genauer das Echo einer gesprochenen Vorlesung ist. Wir erleben in dieser Wiedergabe — und das ist einer ihrer Vorteile — den nach höchster Konzentration strebenden und doch leidenschaftlich erregten mündlichen Vortrag. Wir spüren die Hitze der schöpferischen Gedanken, ihr Werden, ihre Gegensätzlichkeit, ihre Widersprüche, ihre Übersteigerung. Und wir erraten, daß die jungen Hörer, die alles Neue, alles Oppositionelle, alles Starke, alles Überschäumende gierig in sich saugen, in ihren Kollegenheften vorzugsweise das schlagend Formulierte festhalten, das aphoristisch Vereinfachte unterstreichen. Sie überspringen die Zwischenglieder der Argumentation, geben mildernde oder einschränkende Zwischenbemerkungen nicht wieder und verstärken so den Eindruck der Gewaltsamkeit und der Eigenwilligkeit des werdenden Gedankens, der genialen Improvisation.

Es ist, wie das auch Sechehaye in seinen klarenden, maßvoll abwägenden und die Einseitigkeiten der Saussureschen Darstellung nicht vertuschenden Aufsätzen über Synchronie, Diachronie und Rede gefordert hat, erste Aufgabe des kritischen Beurteilers des *Cours de linguistique générale*, die Gußform Saussures zu zerbrechen und seine wesentlichen Gedanken freizumachen. Wesentlich ist z. B. die prinzipielle Scheidung zwischen den Gegenständen und den Methoden der synchronischen Betrachtung einerseits, der diachronischen andererseits. Gegenstand der Synchronie sind Beziehungen im System, Gegenstand der Diachronie zeitliche Abfolgen (« des successivités »). Hier gibt es für Saussure keinen Kompromiß: « L'opposition entre les deux points de vue — synchronique et diachronique — est absolue et ne souffre pas de compromis »

(p. 122)¹. Weniger wesentlich, wenn auch ebenso absolut formuliert, ist die Forderung, Synchronisches und Diachronisches nicht gleichzeitig zu untersuchen: « La multiplicité des signes... nous interdit absolument d'étudier simultanément les rapports dans le temps [les successivités] et les rapports dans le système » (p. 119). Trotzdem Wartburg diese und ähnliche Äußerungen Saussures recht zu geben scheinen, ist ihm nicht zuzustimmen, wenn er schreibt (p. 180): « Unsere Überlegungen haben uns gezeigt, daß diachronische und synchronische Sprachbetrachtung nicht, wie Saussure gemeint hatte², voneinander unabhängig sind, daß im Gegenteil zwischen dem Zustand, dem Sein der Sprache in einem bestimmten Augenblick und dem Werden in der Zeit vor und nach diesem Punkt ein engster Zusammenhang besteht. » Darf man von einer Selbsttäuschung des Genfer Forschers reden, wenn man p. 123 und 124 des *Cours* von diachronischen Tatsachen liest, die die statischen hervorbringen, p. 126 und wieder p. 141 von den diachronischen und den synchronischen, die einander bedingen (« ...ces deux ordres de phénomènes se trouvent par ailleurs étroitement liés entre eux, l'un conditionnant l'autre... »), wenn p. 128 von der Autonomie und zugleich der gegenseitigen Abhängigkeit (« autonomie et interdépendance ») des Synchronischen und des Diachronischen die Rede ist? Auch die Auffassung, daß jede Veränderung des Systems von der Rede (« la parole ») ausgeht, ist Saussure nicht fremd: « ...c'est la parole qui fait évoluer la langue... Il y a donc interdépendance de la langue et de la parole... Mais tout cela ne les empêche pas d'être deux choses absolument distinctes (p. 38).² » Cf. auch p. 142.

Es liegt hier der Fall vor, wo man hinter dem Gesagten das Gedachte, unter widersprechenden Formulierungen das Gemeinte zu suchen hat. Wartburg und Saussure stehen nicht in einem wesentlichen Meinungsgegensatz — sie vertreten bloß verschiedene Arten der sprachwissenschaftlichen Betrachtung. Saussure ist im *Cours de linguistique générale* Theoretiker, Wartburg bleibt Praktiker, auch wo er theoretisiert — und aus der Praxis hat er die Gedanken bezogen, die ihn in überzeugender Weise Sein und Werden der Sprache in Beziehung setzen lassen. Der grundsätzlichen Verschiedenheit zwischen Synchronie und Diachronie tut es keinen Eintrag, wenn er in *Evolution et structure de la langue française* abwechselnd Querschnitte und Längsschnitte durch die Sprache zieht. Dieser Praxis hätte sich wohl auch Saussure nicht widersetzt, schreibt er doch selbst nachsichtig: « Il faut reconnaître que la forme théo-

¹ Ich zitiere die erste Auflage.

² Von mir gesperrt.

rique et idéale d'une science n'est pas toujours celle que lui imposent les exigences de la pratique. En linguistique ces exigences sont plus impérieuses que partout ailleurs... » (p. 143) und auf der folgenden Seite: « ...chaque langue forme pratiquement une unité d'étude, et l'on est amené par la force des choses à la considérer tour à tour statistiquement et historiquement. » Nichts anderes meint Sechehaye, der in dieser Zeitschrift (*VRom.* 5 [1940], 1 ss.) die praktischen Erörterungen von Wartburg wieder auf das theoretische Geleise zurückschiebt, wenn er p. 21 schreibt: « Une certaine collusion pratique de ces divers points de vue est donc légitime, pourvu qu'elle ne nuise pas à la distinction théorique des disciplines et des méthodes.¹ » Gewiß ist, wie Wartburg sagt, Gegenstand der Sprachwissenschaft die Sprache in ihrer Totalität, und die Sprache kann nur in ihrer Totalität ganz erfaßt werden. Das hindert nicht, daß die sprachwissenschaftliche Theorie sie in ihre einzelnen Aspekte zerlege, die Gegenstände und die Methoden der Betrachtungsweisen scharf voneinander trenne.

Soviel mag genügen. Wer auf alles eingehen wollte, was in dem vorliegenden Buche zur Diskussion einlädt, müßte das ganze Lebenswerk des Verfassers in den Kreis der Betrachtung einbeziehen. Vielleicht wird man dieser « Einführung », besonders im zweiten Teil, am ehesten gerecht, wenn man sie nicht als Einführung, sondern als eine Synthese seiner sprachwissenschaftlichen Erfahrungen und Gedanken und der Überlegungen auffaßt, die ihm seine sprachwissenschaftliche Lektüre eingegeben haben.

Bern.

K. Jaberg.

★

Die römische Schweiz. Texte und Inschriften mit Übersetzung. Herausgegeben von Ernst Howald und Ernst Meyer. Zürich, Niehans (1940).

Über die Idee eines Quellenbuches zur Geschichte der Schweiz in römischer Zeit läßt sich gar nicht streiten. Sie ist vorzüglich. Trotz der, wie die Herausgeber bemerken, erschöpfenden Darstellung, welche diese Epoche im Werke von Felix Stähelin gefunden hat, blieb das Bedürfnis nach einer solchen kommentierten Zusammenstellung der Texte bestehen. Ein jeder, der sich einmal mit älterer Schweizergeschichte befaßt hat, weiß, wie schwer es bisher hielt, das oft nur in schwer erreichbaren Ausgaben publizierte Material zu überblicken. Diese Schwierigkeiten sind nun behoben.

¹ Von mir gesperrt.

Daß die Quellenstellen zugleich übersetzt wurden, ist auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu begrüßen, da eine genaue Übertragung meistens auch die beste Interpretation der betreffenden Stelle bedeutet.

Das Buch bietet in einem ersten Teil die literarischen Stellen, in einem zweiten die Inschriften. Literarische Texte wurden nur insofern aufgenommen, als sie die Schweiz unmittelbar angehen, wogegen allgemeine Schilderungen, z. B. der römischen Reichsgeschichte, welche die Schweiz nur mittelbar betreffen, keine Berücksichtigung fanden. Die Übersetzung der Inschriften ist für die Forschung ein besonders willkommener Beitrag, da man die zu deren einwandfreien Entzifferung notwendigen Kenntnisse nur bei wenigen Spezialisten voraussetzen darf. Es steht deshalb zu erwarten, daß das Werk in besonderem Maße dazu beitragen wird, dieses gewöhnlich nie in vollem Umfang herangezogene Quellenmaterial nunmehr vollständig auszubeuten. Dieser Leistung kann man sein volles Lob nicht versagen. Verschiedenheiten in der Auffassung von Einzelheiten sind individueller Natur und können dem Ganzen keinen Eintrag tun.

Ungleich problematischer als die Inschriften sind die literarischen Stellen, um deren Interpretation schon seit Jahrzehnten heftig gerungen wird. In einem solchen Fall ist schon eine philologisch genaue Übersetzung als Grundlage zur Diskussion ein großer Vorteil. Und doch genügt eine solche allein nicht wie bei den Inschriften. Literarische Quellenstellen aus der Antike müssen sehr eingehend kommentiert sein, um richtig verstanden werden zu können. In dieser Beziehung seien mir hier noch einige Bemerkungen gestattet.

Als zeitliche Grenze nahmen die Herausgeber «das tatsächliche Ende der römischen Herrschaft um das Jahr 400» an. Für die Inschriften hielten sie sich streng an diesen Zeitpunkt, während im literarischen Teil Gregor von Tours, Fredegar und der Geograph von Ravenna glücklicherweise mit einbezogen wurden.

Mit Gregor von Tours und dessen Fortsetzung, der Chronik Fredegars, berührt das Werk schon die mittelalterliche Geschichtsschreibung. Man hätte sich gerne noch weitere ähnliche «Ausnahmen» gewünscht. So fehlt z. B. ein Schriftsteller wie Agathias, dessen Berichte über die Alamannen von hohem Wert sind. Wie überhaupt der Zeitpunkt «um 400 n. Chr.» für das «tatsächliche Ende der Römerherrschaft» etwas willkürlich gewählt ist. Das antike Leben pulsierte trotz der Barbareneinfälle in der Romania weiter, zu der, vor allem nach den stets deutlicher werdenden Ergebnissen der Ortsnamenforschung, ein weit größerer Teil der Schweiz während des frühen Mittelalters zu zählen ist, als man bis-

her meist annahm. Der wahrnehmbare Durchdringungsprozeß germanischer Elemente in der Schweiz setzt überhaupt erst im 5. Jahrhundert ein, zunächst nur schwach, mit zunehmender Intensität im 6. und 7. Jahrhundert. An manchen, heute hinter der deutsch-französischen Sprachgrenze liegenden Stellen hielt sich das Römische bis tief ins Mittelalter. Darin sind sich Linguisten einig, wie Rob. von Planta, Alb. Bruckner, J. U. Hubschmied und neuerdings Fr. Zopfi in seiner vorzüglichen Arbeit über *die Namen der glarnerischen Gemeinden*. Auch die Ergebnisse der Archäologen und der Anthropologen weisen in diese Richtung, insofern nämlich, als sie die fließenden Übergänge zwischen Spätantike und frühem Mittelalter aufdecken. Während man früher aus den Gräberfunden eine scharfe Trennung zwischen römisch und germanisch feststellen zu können glaubte, hat Hans Zeiß neuerdings sehr triftige Argumente gegen die oft leichtsinnige und zu weit führende Interpretation von Grabfunden ins Feld geführt. Die Anthropologie nicht minder (vgl. die jüngste Arbeit von Marc-R. Sauter, *Contribution à l'étude anthropologique des populations du haut moyen âge dans le bassin du Léman et le Jura*) räumt mit überlieferten Schulmeinungen von hordenweise eindringenden Barbaren auf, die von einem Tag auf den andern die Römerherrschaft beseitigten. Die Lektüre eines historischen Quellenbuches, wie des vorliegenden, kann nun den Leser leicht in der alten Auffassung von der entscheidenden Bedeutung der Barbareneinfälle bestärken. Man sollte im Grunde weniger vom Ende der Römerherrschaft sprechen als vom Abebben und teilweisen Versiegen des römischen Lebens, das allerdings in den romanischen Teilen der Schweiz nie aufhörte und zu einem maßgebenden Faktor der geschichtlichen Entwicklung im Mittelalter wurde, im Gegensatz zum ostschweizerischen «Kolonialland», wo ein höheres Staatsleben von Grund auf neu gebaut werden mußte.

Wir finden z. B. auf p. 154 die berühmte Stelle des Sidonius Apollinaris:

Francus Germanum primum Belgamque secundum
sternebat, Rhenumque, ferox Alamanne, bibebas
Romani ripis et utroque superbus in agro
vel civis vel victor eras

ohne einen koordinierenden Kommentar wiedergegeben. Gerade dieser Passus wird aber immer wieder herangezogen, wo es gilt, den Zeitpunkt der alamannischen Landnahme, das Ende der Römerherrschaft, vom Standpunkt der Historiker aus festzulegen. Unter koordinierendem Kommentar verstehe ich nun die Suche nach einem gemeinsamen Nenner für die Aussagen der schriftlichen

Quellen und die Befunde der Linguisten und Archäologen, die sich scheinbar widersprechen. Denn, daß man der schriftlichen Überlieferung nicht mehr den absoluten Vorrang geben darf — wie es z. B. Oechsli noch tat —, versteht sich heute von selber. Für ein Quellenwerk hätte ein solcher Kommentar nicht in Form fester Resultate bestehen müssen, für die heute zum Teil die Vorarbeiten fehlen. Ich denke eher an ein Abwägen, das die Bedeutung der einzelnen Stelle in ein richtiges Verhältnis zum Bild der Zeit bringt, das wir uns auf Grund der Forschungsresultate anderer Disziplinen machen müssen. Diese Einwendungen gelten freilich vor allem für die Partien des Buches, die in das dunkle 5. Jahrhundert hineinreichen, während für die Quellen zu den früheren Epochen, die den größten Teil des Bandes füllen, schon weil sie in der Arbeit Stähelins meistenteils eine endgültige Kritik erfahren haben, die vorliegende Edition vollauf genügt.

Selbstverständlich wird dieses Quellenwerk den Forscher nicht von der Aufgabe entheben, zum mindesten die Absichten zu ergründen, die der antike Autor mit seinem Gesamtwerk verfolgte, bevor er zur endgültigen Bewertung des hier mitgeteilten Exzerptes schreitet. Diese Überlegung hat seinerzeit die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft dazu bewogen, sich bei der Edition der Chroniken zur älteren Geschichte der Eidgenossenschaft nicht mit der Wiedergabe einzelner Stellen zu begnügen, sondern Gesamteditionen den Vorzug zu geben. Das ist für ein beschränktes Material natürlich möglich. Dieses Unternehmen hingegen mußte sich mit Auszügen begnügen, wenn es überhaupt realisiert werden sollte. Etwas eingehendere Bemerkungen über die Glaubwürdigkeit der einzelnen Schriftsteller wären allerdings denkbar gewesen, besonders im Hinblick auf das breite Publikum, das dieses Buch schon der Übersetzungen wegen finden wird. Soweit einige Bemerkungen allgemeiner Natur, die freilich weit hinter der Dankbarkeit stehen, die wir den beiden Verfassern für ein Werk schulden, das ein weitverstreutes Quellenmaterial, versehen mit den Angaben über die neueste Literatur, in einem handlichen Band vereinigt. Die ältere Schweizergeschichte wird davon manchen Antrieb erhalten. Es fortzusetzen und die Quellenstellen für die folgenden Jahrhunderte bis zum Beginn der Karolingerzeit zu sammeln, ist ein Vorhaben, zu dem die beiden Herausgeber durch ihren eigenen Erfolg anspornen.

Bern.

Marcel Beck.

Die Würdigung des vorliegenden Bandes wäre in einer vornehmlich linguistischen Interessen dienenden Zeitschrift nicht vollendet,

wenn wir die Gelegenheit nicht wahrnahmen, auf die über 20 Seiten starken Anhänge hinzuweisen, in denen E. Meyer zuerst über die Bevölkerungszahlen der Helvetier, über die Identität von Touge-nern und Teutonen und in einer übersichtlichen Zusammenfassung über die Räter, ihre Stammesnamen und ihre Wohnungen berichtet und J. Jud sachliche Bemerkungen zu den aus der *Historia naturalis* des Älteren Plinius angeführten Textstellen beisteuert. An Hand der uns überlieferten Terminologie: *mus Alpinus*, *bos Alpinus*, Bezeichnungen für Gemse und Steinbock, *mustela*, Auerhahn, Schneehuhn usw. werden wir über all das orientiert, was die Forschung zur Erläuterung oder Lösung der einzelnen Wort- oder Sachprobleme geleistet hat. Wir lernen auch die *uva raetica* kennen, die bis heute als *rè(d)ze* im Wallis sich erhalten hat; die *pinus Alpina*, bei der an Hand der hohen Zahl der vorrömischen Bezeichnungen der Nachweis der schon vorrömischen Bewirtschaftung des Waldes erbracht wird, während nur jene Bäume lateinische Namen tragen, deren Holz wichtige alpine Ausfuhrartikel darstellt. Mit den rein sachkundlichen Hinweisen bleiben die Erörterungen aber nicht erschöpft. Die in diesem Zusammenhang neu gewonnene Sicht wird auch gleich dazu benutzt, in eine Reihe von etymologischen Zusammenhängen hineinzuleuchten mit jener Kennerschaft, die den mit den feinsten Verästelungen der Probleme vertrauten Meister verrät. Hierzu gehört etwa *muntanella*, *vesina* < (*CAPRA*) *IBICINA, *l(r)aoss* < *tra- + os, surselv. *salin* < SILIGINE, surselv. *fleua*, engad. *fleja* < *fleua 'Nachpflug' usw. — Um sich klar zu werden, wie weit die etymologische Forschung seit dem Buche von Stähelin vorgedrungen ist, braucht man nur etwa den bei Stähelin p. 414, n. 4 stehenden Abschnitt über *ancorago* mit dem zu vergleichen, was hier p. 369 von A. Ribi über diesen helvetischen Fisch geschrieben wurde.

In einem letzten Kapitel führt schließlich J. Jud den erstaunlichen, aber überzeugenden Beweis, daß das in einer Inschrift von Avenches überlieferte *aramici* zurückgeht auf gallisch *aram-* 'Gabe-lung (der Deichsel oder einer Bergkette oder eines Flusses)', so daß *aramici* sich beziehen dürfte auf die Seeleute, welche die Waren-transporte über die Wassergabelungen von unterhalb Nidau (Aare-Zihl) und unterhalb Epagnier ausgeführt haben. Und so stellt dieser linguistische Ausklang des Buches, welches Texte und Inschriften der römischen Schweiz vorlegt, eine wertvolle Rundung unserer Gesamtkenntnisse jener Zeitepoche dar. A. S.



FRIEDRICH MAURER, *Oberrheiner, Schwaben, Südalemmen*. Von K. S. Bader, H. W. Klewitz, G. Kraft, F. Maurer und J. Schaeuble, herausgegeben von Friedrich Maurer. Hünenburg-Verlag, Straßburg 1942.

Der Titel des Buchs spiegelt die forschungsgeschichtliche Verlegenheit, ein Sprachgebiet zusammenfassend zu benennen, das zwar als Gegensatz zu andern größeren Sprachgebieten und von bestimmten Kriterien aus gesehen als Einheit empfunden wird, das aber schon politisch auseinanderfällt (Schweiz!) und auch sprachlich zuletzt doch mehr Verschiedenheiten als Gemeinsamkeiten aufweist; dazu kommt noch die Schwierigkeit einer recht verfuhrten Terminologie, die es z. B. nicht zuläßt, ohne umständliche Präzisionen und Definitionen vom «Alemannischen» zu reden, und einer Forschungsgeschichte, welche bis auf den heutigen Tag keine Einheitlichkeit weder in der Gliederung des Ganzen noch in der Ausscheidung und Benennung der Teile erzielt hat — vor allem, wie nun gerade durch Maurers Buch klar wird, darum nicht, weil man immer zu sehr in Einzelkriterien befangen war.

Es ist ein zweifelloses Verdienst der durch die rheinische Forschung (Frings!) so glänzend und fruchtbar inaugurierten und auch im vorliegenden Buch eindrucksvoll vertretenen Arbeitsmethode, gerade diese Schranken überwunden zu haben: innerhalb der sprachlichen Untersuchung durch Häufung und Kombination der Kriterien, innerhalb der angestrebten landesgeschichtlichen oder, wie die rheinische Forschung sagt, kulturmorphologischen Forschung durch Zusammenarbeit der verschiedensten geschichtlichen und geistesgeschichtlichen Disziplinen.

Das gesamtalemannische Sprachgebiet, das zwischen der deutsch-romanischen Sprachgrenze im Westen und Süden, der Lechgrenze und ihrer nördlichen Fortsetzung im Osten gegen das Bairische und einer ziemlich komplizierten Nordgrenze gegen das Fränkische im Norden von Elsaß, Baden und Württemberg liegt, ist von der bisherigen Forschung, die man in Kapitel 1 und 4 des Maurerschen Anteils an diesem Buch gut überblickt, in bald zwei, bald drei Untergruppen gegliedert worden — je nach den Kriterien, die man für entscheidend ansah. Maurer gelingt es, an Hand seiner Interpretation der Materialien des DSA überzeugend drei *Räume* herauszuarbeiten, von denen je zwei durch eine gewichtige *Schranke* getrennt werden: die Schwarzwaldschranke scheidet Oberrheiner und Schwaben, die Sundgau-Bodenseeschranke Oberrheiner und Schwaben von den Südalemmen. Der westlich der Schwarzwaldschranke zwischen Schwarzwald und Vogesen liegende Raum, die oberrheinische Tiefebene, umfaßt linksrheinig das Gebiet von der nördlichen Grenze des Elsaß (gegen die Pfalz) bis hinauf nach

Mülhausen-Basel und z. T. darüber hinaus in den Jura hinein, rechtsrheinig Baden ohne dessen nördlichen Zipfel und ohne das durch die Sundgau-Bodenseeschanke abgetrennte Gebiet südlich der Linie Freiburg-Bodensee; der Raum östlich der Schwarzwaldschranke, das Neckarland, kann als schwäbischer Raum mit Württemberg als Kern- und Hauptlandschaft umschrieben werden; was südlich der Sundgau-Bodenseeschanke, d. h. einer Linie nördlich Basel-Freiburg-Bodensee-Lech liegt, ist der südalemannische Raum (Hauptstück: Schweiz). Diese drei Räume stehen einander, wie Maurer durch z. T. sehr eindrucksvolle Sprachkarten beweist, im großen gewogen gleichwertig gegenüber. Biologisch-dynamisch sind sie freilich so verschieden als denkbar: der elsäßisch-badische Raum am Rhein ist vor allem Einbruchsraum von Norden her, oberrheinisches Gegenstück der von der rheinischen Forschung erhellten Mittel- und Niederrheinlandschaft, südlicher Weiterleiter der bei Speyer-Worms von Osten-Südosten her einbrechenden Sprachströmungen, gekennzeichnet durch reiche Staffelung von Straßburg bis Basel, Musterfall einer Stufenlandschaft mit nord-südlichem Gefälle; der südalemannische Raum ist als Ganzes charakteristischer Rückzugsraum mit interner Reliktstaffelung von Norden nach Süden; der schwäbische Raum ist beides zusammen: Widerstandsraum gegenüber nördlich-fränkischen Einbrüchen und Rezeptionsraum für Einflüsse aus dieser Richtung und zugleich, was den beiden andern in dieser Durchgestaltung versagt blieb, eindrucksvoller Neugestaltungsraum: daher seine wechselnde sprachliche Übereinstimmung bald mit dem Oberrheinland, bald mit Südalemannien — neben Fällen von Selbständigkeit beiden gegenüber. Soweit der sprachgeographische Befund, auf dessen reiche Einzelzüge¹ im Rahmen dieses kurzen Berichts nicht eingegangen werden kann.

Landesforschung im modernen Sinn, « Kulturmorphologie », dringt in die Breite und Tiefe. Schon Maurer selbst zieht innerhalb seines Beitrags, des gewichtigen Hauptstückes dieses Buchs, bei Gelegenheit überzeugend volkskundliche Befunde zur Erhellung sprachgeographischer Tatbestände heran. Die Beiträge seiner Mitarbeiter geben ihm die Möglichkeit, die auf sprachgeographischem Wege gefundenen Schranken, Räume und Bewegungen geschichtlich zu unterbauen und so in den größeren Rahmen einer Gesamtschau einzuspannen: von der geschichtlich besser als sprachlich

¹ Relativ stärkere Durchlässigkeit des linken Rheinufers im Vergleich zum rechten; Übergangsstellung des südlichen Elsaß zum Südalemannischen hin; stärkere Spannung der Schwarzwaldschranke im Vergleich zur Sundgau-Bodenseeschanke, usw.

faßbaren ursprünglichen Einheit zu der durch natürliche, verkehrs-mäßige und politische Gegebenheiten immer stärker ausgeprägten Dreiräumigkeit, wie sie in den heutigen Sprachkarten vor uns ausgebreitet liegt. Das besondere Schicksal des Oberrheinlandes als Strom- und Durchgangsland, wie es sich in frühen sächsischen und dann fränkischen Bindungen offenbart; die Geschicke des ältern und des jüngern schwäbischen Herzogtums, das stark genug war, um der «Verfrankung» und zeitweisen von der Peripherie (Churrätien!) herangetragenen süddeutschen Einheitstendenzen zu widerstehen, aber zu schwach, um sich selbst im Gesamtraum durchzusetzen; die immer stärkere Loslösung des südalemannischen Hauptraums: all das wird überzeugend mit den sprachlichen Gegebenheiten in Beziehung gesetzt. Von Einzelheiten wie der sprachraumgestaltenden Funktion der vorderösterreichischen Territorien, den seit den Zähringern besonders engen Beziehungen zwischen dem Oberrheinland und dem Westen der deutschen Schweiz (Basel-Solothurn-Bern-Freiburg), der tragenden Rolle der Alpenrheinstraße südlich des Bodensees, der Bedeutung bestimmter Städte usw. kann wieder nur andeutungsweise die Rede sein. Besonders beachtet sei aber, daß Maurer im vorliegenden Buch der Stammes- oder Gaugrenze als sprachgeographischem Substrat wieder verstärktes Gewicht zubilligt: sowohl im Fall der Schwarzwaldschranke, wo ja immerhin die Natur-, Siedelungs- und Verkehrsschranke unter allem liegt, als im Fall der Sundgau-Bodenseeschranke und der schweizerischen Westostschranke, wo das natürliche Substrat ganz oder weitgehend fehlt, ist unter Sprach- und Territorialgrenze noch die alte Gaugrenze oder, vorsichtiger gesprochen, da es sich damals mehr um Siedlungsräume mit dazwischen liegenden «weißen» Gebieten handelt, noch der Gegen-satz alter Gauräume sichtbar. Das widerspricht freilich der bisherigen Auffassung, wonach die spätmittelalterlichen Territorialverhältnisse und die von ihnen geformten Territorialräume und -grenzen für das Gesicht der heutigen deutschen Sprachlandschaft in erster Linie entscheidend sind, nicht. Es ist, wohl infolge der größeren politischen Stabilität und allgemeinen Beharrlichkeit dieses Gebiets, einfach so, daß hier mehr als anderswo Territorialgrenzen auf alten Stammesgegensätzen aufgebaut sind, so daß sich hier im Südwesten des deutschen Sprachgebiets die Kontinuität Naturgrenze-Siedlungsgrenze-Stammesgrenze-Territorialgrenze besonders eindrücklich ausprägen konnte; ihr Nachweis ist eines der wichtigen Ergebnisse dieses Buchs¹.

¹ p. 221 bespricht M. einen Fall von moderndialektgeographisch-frühmittelalterlichpolitischer Deckung, für den sich «keine spä-

Einem Werk, das seine besondere Absicht und Leistung in der Herausarbeitung des als wesentlich für die sprachliche Entwicklung Erkannten sieht (Vorwort, p. 3), wird man billig eine gewisse Großzügigkeit zugestehen. Umgekehrt wird man es dem schweizerischen Berichterstatter einer schweizerischen Zeitschrift, die aus vielen Gründen der modernen Sprachgeographie besonders verbunden ist, nicht verargen, wenn er, nachdem die Gesamtleistung gewürdigt ist, gerade den *schweizerischen Belangen* des besprochenen Buchs seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet und an ihnen Zuverlässigkeit der Grundlagen und Tragweite der Ergebnisse gleichsam aus einer veränderten Perspektive noch einmal zu überprüfen unternimmt.

Da ist vorweg und ohne Einschränkung zu anerkennen, daß Maurers Buch Zusammenhänge deutlich macht, die aus rein schweizerischem Material und mit rein schweizerischer Begrenzung des Blickfelds nicht zu gewinnen gewesen wären. Ich nenne als wichtigsten Fall die frappante Entsprechung, die unsere Westostschranke, die sogenannte Boßhartsche oder besser Sildsche Flexionsgrenze (cf. Rez. *VRom.* 4, 127), in der Schwarzwaldschranke findet; die geringen Brechungen im Einzelfall fallen bei dem Bündelcharakter beider Schranken nicht ins Gewicht. Auch die Nordsüdstufungen, welche innerhalb der deutschen Schweiz noch einmal einen südlichsten, « alemannischsten » Streifen heraustreten lassen¹,

tere politische Grenze oder Raumbildung zur Deutung anbietet ». Der Fall wäre im Streit um die « Stammestheorie » entscheidend, wenn er wirklich gehalten werden könnte. Nun gibt M. selbst zu, daß eine solche spätere politische Grenze wenigstens nach Süden gesichert sei durch die bis heute aktuelle Nordgrenze des Kantons Thurgau (zugleich nordöstliche Staatsgrenze der Schweiz). Aber auch die Nordgrenze der betr. Sprachlandschaft hat ihre spätere politische Entsprechung in der Territorialzeit: ein Vergleich mit Maurers Karten 44–49 zeigt mit aller wünschbaren Deutlichkeit, daß es sich auch in diesem Fall um die (im Ostteil etwas abgebogene) Südgrenze des Territoriums Wirtenberg handelt — also jene spätmittelalterliche Entsprechung des Gegensatzes zwischen Baaren und Bodenseegauen, zwischen dem altalemannischen Herzogtum und dem jüngern, welche für die Sprachgeschichte dieser Gegend gerade durch Maurers Buch als entscheidende Grundlage gesichert ist. Damit fällt dieser Fall von direkter Kontinuität frühmittelalterliche Gaugrenze > moderne Dialektgrenze auch dahin. Als letztes Beispiel bliebe noch das auf K. 34 dargestellte Problem, für dessen Beurteilung mir die historischen Unterlagen fehlen.

¹ Zum Verlauf und zu den Kriterien cf. als ersten A. BACHMANN,

sind wohl noch nie mit solcher Deutlichkeit als gestufte Ausprägungen einer schon als Gesamtheit so erscheinenden Reliktschaft sichtbar geworden: einer Reliktschaft, deren nördlichste Staffel am Nordrand von Elsaß und Württemberg als Gegensatz *Brueder* – *Bruader/Brüder* ungefähr dem Nordrand des Gesamtalemannischen gegenüber dem Fränkischen entspricht, die mit dem Gegensatz *Hüs/Haus* (u. a.) eine zweite scharfe Kerbe vom Rhein nördlich Straßburg zum Bodensee hinunter erhält, im Gegensatz *Chind/Kind* (Sundgau-Bodenseeschanke) sich vollends der Schweiz nähert und schließlich mit dem Gegensatz *būə/bouə*, *šnīə/šneiə* und manchen andern in der Schweiz selbst das « Höchstalemannische » als Reliktschaft in der Reliktschaft charakterisiert. Eindrucksvoll sind auch die Karten, die Basel und den Jura-rand, gelegentlich bis Biel und weiter herauf, im Zusammenhang mit dem Oberrheinland zeigen: 34 *Seife*, 58 *hinter*, 70 *Haus*; die Karten, welche die Nordostschweiz vom Bodensee bis gegen Zürich hin als Einbruchsgebiet nördlicher Formen demonstrieren: 76 *ge-laufen*, 78 *fängt*, oder wenigstens für engere nordostschweizerische (thurgauische) Landschaften Verknüpfung mit nördlich-schwäbischen Formlandschaften erweisen: 54 *nichts*; eine Karte wie 46 *hoch*, wo einmal eine Form (*höch*) ziemlich genau das gesamtdeutschschweizerische Sprachgebiet (mit einem charakteristischen Einbruch südwestlich des Bodensees und im st. gallisch-bündnerischen Rheintal) dem außerschweizerischen gegenüberstellt. In solchen Zusammenhängen erweist das bekanntlich auf dem Formularweg beschaffte Material des *DSA* durchaus seine Brauchbarkeit.

Daß dieses Material auch seine natürlichen Grenzen hat, ist aus dem Forscherkreis um den *DSA* hinreichend betont und sogar belegt worden¹. Diese Warntafel ist von den Widersachern des *DSA* gelegentlich übersehen worden. Aber auch von Freunden und nächsten Arbeitsgenossen! Hier möchte unsere Kritik an Maurers Buch einsetzen.

Karte 22 veranschaulicht auf Grund der *DSA*-Materialien zu Satz 9 flächenhaft die Verbreitung der Lautungen von *auch*: Hauptgebiet des Gesamtalemannischen (Oberrheinisch, Schwäbisch, Südalemannisch — natürlich mit Einschluß der Schweiz)

Geogr. Lex. d. Schw. V, 74, auf den sich Maurer zur Hauptsache stützt, und für den bernischen Teil jetzt besonders H. BAUMGARTNER in dem *VRom.* 6, 242 ss. besprochenen Buch.

¹ Cf. etwa F. WREDE, Text zur 1. Lief. des *DSA*, 1926, p. 11; A. BACH, *Deutsche Mundartforschung*, 1934, p. 21 s.; und FR. MAURER selbst, *Volkssprache*, 1933, p. 73.

au; Randgebiete im Oberelsaß, im Bernischen, im Lechgebiet *o*; drei kleine Gebiete an der Südwestecke des Bodensees, an der Aare zwischen Aarau und Bern *ou*; dazu Ausnahmen (mit besondern Zeichen in die Flächen der Hauptgebiete eingetragen): wenige *o* im St. Gallischen (fast alle im Rheintal) und Thurgauischen, *ä* im Zürcher Oberland, im Säuliamt, im Limmat-Aare-Winkel und beidseitig der Aare nördlich Aarau bis gegen Kaiserstuhl, *eu* daneben in den letztgenannten Gebieten, *au* und *ou* in den bernischen *o*-Gebieten. Der zugehörige Text p. 187, 225 interpretiert die *o*-Gebiete im Oberelsaß, im Bernischen und am Lech als Randrelikte «einer einstigen *o*-Fläche, die gesamtalemannisch gewesen wäre; sie müßte durch späteres hochsprachliches *au* (von nhd. *auch*, Rez.) aufgelöst worden sein.» Maurer konstruiert also für *auch* auf Grund des DSA-Materials und in unausgesprochener, aber sich aufdrängender Parallele zu Fällen wie *gelaufen* Karte 76, *fängt* Karte 78 einen umfassenden nördlich-schriftsprachlichen Einbruch ins alemannische und in unserm speziellen Fall ins süd-alemannisch-schweizerische Gebiet. Ein Blick in die nicht gerade arme dialektmonographische Fachliteratur dieses Gebiets¹ hätte Maurer wenigstens Zweifel an der Zuverlässigkeit des ihm vorliegenden Materials erregen müssen. Tatsächlich sprechen gerade die sonst als typische Einbruchslandschaften in Erscheinung tretenden östlich-nordöstlichen Randgebiete der deutschen Schweiz (Schaffhausen mit Ausnahme von Rüdlingen, Thurgau ganz, Appenzell ganz, St. Gallen zum allergrößten Teil, von Graubünden Herrschaft und Rheintal) einen Diphthongen, dessen erstes Element eindeutig in der *o*-Reihe liegt (*ou*, *ou*), oder einen Monophthonen der gleichen Basis — der Unterschied ist z. T. satzphonetisch bedingt; auch die nördliche Ecke von Zürich nördlich der Thur gehört zu diesem *ou*-Gebiet. Bei der Konsequenz und Geschlossenheit dieses *ou*-Gebiets der Nord- und Nordostschweiz ist die Spärlichkeit der Ausnahmen mit *ou* bzw. *o*, die Maurers Karte für das Gebiet verzeichnet, um so erstaunlicher. Aber nicht unerklärlich. Die Beantworter der Fragebogen haben der Vorlage das *au* einfach nachgeschrieben, weil ihre Mundart automatisch (und daher den meisten unbewußt) jedes geschriebene *au* als *ou*, *ou* spricht — sogar beim Schriftdeutschsprechen. Das ist einer der Fälle, die Wrede im Auge hatte, als er schrieb: «Dialektlaute und -formen, die auch

¹ Um nur die Ost- und Nordostschweiz zu nennen: BSG I (Appenzell), III (St. Galler Rheintal), V (Keßwil), IX (Toggenburg), XIII (Bündner Herrschaft), XX (Schaffhausen), wozu noch HAUSKNECHT, *Die Vokale der Stammsilben in den Mundarten der Stadt St. Gallen und des Fürstenlandes*.

beim Schriftdeutschsprechen bewahrt werden, finden in der Regel in der Übersetzung (d. h. in der Transkription der Formularbeantworter, Rez.) keine eigene Bezeichnung¹. » Es ist hiebei durchaus in der Ordnung, daß unter den Ausnahmen auf Maurers Karte *o* im St. Galler Rheintal und *ä* im Zürcher Oberland usw. quantitativ im Vordergrund stehen: jene Formen, die infolge der Monophthonierung dem hochdeutschen Vorbild am meisten entrückt sind; die *ou*-Schreibungen zum mindesten im Westen erklären sich ähnlich (= *ou*!). Die für die Schweiz zu großen Teilen unrichtige Verteilung der *au*-, *ou*- und *o*-Formen von *auch* auf Maurers Karte hat ihren Hauptgrund also, neben ungenügender Auseinandersetzung mit den bestehenden Forschungsergebnissen des betreffenden Gebiets, in einer gewissen Mißachtung der erkenntnismäßigen Grundlagen des DSA. Ob sich beim vorhin skizzierten wirklichen Sachverhalt die Auffassung Maurers halten läßt, wonach jene *o*-Ränder Überbleibsel einer einst geschlossenen gesamtalemannischen *o*-Landschaft und die heutigen *au*-/(*ou*)-Gebiete nördlich-schriftsprachliche Anschwemmungsgebiete wären, erscheint mir sehr fraglich. Zwar widersprechen die von Maurer übersehenen weitern *o*-Gebiete der Nordostschweiz seiner These zunächst nicht, sie modifizieren sie nur im Sinn einer im ganzen doch noch widerstandskräftigeren Haltung der schweizerischen Sprachlandschaft; auch die oben richtig gestellten großen *ou*-Flächen lassen sich jener Deutung unschwer eingliedern, wenn man sie als Übergangsstufe zwischen dem alten *o* und hd. *au* interpretiert. Aber die beträchtlichen *au*- (*au*-, *eu*-)Zonen im Kanton Zürich (und zwar auch in seinen konservativsten Teilen) und einigen andern in ihrer ganzen sprachlichen Haltung durchaus nicht einflußoffenen Kantonen (Glarus, Schwyz, Zug!), welche bei phonetisch zuverlässiger Darstellung ins Zentrum der Problemstellung rücken müßten — bei Maurer ertrinken sie in der grauen Flut der unverbindlichen und vieles vermengenden Laienschreibung *au* —: diese wirklichen *au*-Gebiete abseits der üblichen Einbruchstellen gegenüber dem in Maurers Weise gesehen relativ altertümlichen *ou* (und *o*!) der gewöhnlichsten Anschwemmungslandschaften machen doch nachdenklich und verbieten es, einen alterprobten Erklärungsmechanismus — wie hier den von den Randformen ausgelösten und von gewissen andern Karten (76 *gelaufen*, 78 *fängl*) suggerierten — ohne weitere Nachprüfung der neuen Verhältnisse einfach ablaufen zu lassen. Schreibtradition und Lautrealität sind in Maurers Darstellung in einem

¹ Text zur 1. Lief., p. 9; die von WREDE gebrachten Beispiele betreffen Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit der Verschlußlenes; cf. ebenda p. 44/45 zur Vokalquantität von « machen ».

Grad verquickt geblieben, daß das vorliegende Problem eher verdeckt als gelöst wird.

Ein ähnlicher Fall liegt vor in *Karte 39 (stehen)*, mit der *Karte 80 (schlafen)* zu kombinieren ist. Es handelt sich um die Vertretung von mhd. ā: einer südlichsten Zone der Schweiz mit ā (Charakteristikum des Höchstalemannischen) steht eine nördlichere mit ō gegenüber, die aber durch einen breiten, vom Vierwaldstättersee über den Zürichsee zum Rhein stoßenden ā-Keil in eine westliche und eine östliche Hälfte gespalten erscheint. Maurer interpretiert diesen nach Norden reichenden Keil des ā-Gebiets als stehengebliebenen Überrest einer einst größeren ā-Verbreitung, die von nordwestlichen und nordöstlichen Stößen vom Oberrhein und aus Schwaben auf ihre heutige höchstalemannische Staffel und eben diesen Keil zurückgedrängt worden sei. Diese Deutung ist bestechend. Aber es ist jedem Kenner der Verhältnisse klar, daß man mit dem rohen Gegensatz ā/ō nicht operieren darf, wenn man groben Verzeichnungen entgehen will: zwischen ā und ō liegt die ganze Skala der Zwischenwerte von schwächerer oder stärkerer Verdumpfung des ā — wo soll man bei so vereinfachender Schreibung das ā-Gebiet beginnen lassen, wo das ō-Gebiet? —, und über diesen an sich schon genügend komplizierten Tatbestand lagert sich für den Benutzer des DSA-Materials¹ die erkenntnismäßige Schwierigkeit, daß Laienschreiber alle diese Zwischenwerte mit Ausnahme von ū (und seltener von ū) auf den Nenner a bringen — namentlich dann, wenn sie einer Mundart angehören, die traditionsgemäß auch beim gelegentlichen Hochdeutschsprechen oder Vorlesen schriftsprachlicher Texte jedes a mehr oder weniger verdumpft (q, q); oder gar dann, wenn sie als ā-, ā-Sprecher in der Nähe reiner ū-Zonen daheim sind. Beides trifft gerade für das strittige Gebiet zu. Übrigens führt das Verfahren der flächigen Darstellung zu einer beachtenswerten Vergewaltigung der zahlreichen als Ausnahmen zwar verzeichneten, aber um ihre Gesamtwirkung gebrachten o-Schreibungen. Auf jeden Fall wäre Maurers ā-Keil viel schmäler geraten, wenn er den Verhältnissen der gesprochenen Sprache in dem Maße hätte Rechnung tragen können, wie es bei dem Anspruch auf so weittragende Folgerungen eigentlich erwartet werden dürfte. Vielleicht wäre dann auch die Deutung anders ausgefallen. Ich halte sie für falsch. In dem nach den vorhin dargelegten Gesichtspunkten reduzierten ā-Gebiet unsres Keils liegen bis zu seinem Westrand gewisse ū-Relikte (ūbər aper), welche diese ganze schmale ā-Landschaft als jung erscheinen lassen; diese Auffassung wird gestützt durch auffällige überkompensatorische («Adop-

¹ Cf. WREDE, Text zur 1. Lief., p. 41 ss.

tions »)-Erscheinungen (*a* für altes *o*!) und durch wortgeographische Befunde, die deutlich auf die Stadt Zürich als Strahlungszentrum dieses Raums hinweisen.

Methodischen Bedenken verschiedenster Art ruft die *Karte 68 (bisch)*. Auf dieser Karte und im zugehörigen Text p. 279 konstruiert Maurer ein zusammenhängendes oberrheinisches *bisch*-Gebiet, zu dem im groben auch der Westraum der deutschen Schweiz gehören würde, und ein ebenso von Norden nach Süden über die Landesgrenze zusammenhängendes *bischt*-Gebiet östlich der Schwarzwaldschranke im Schwäbischen und östlich der Schildischen Grenze in der Schweiz: also ein Parallelstück zu *Matte/Wiese* und den entsprechenden Fällen, cf. Rez. *VRom.* 4, 123 ss. Nun macht schon das Kartenbild Maurers stutzig: die zahlreichen westlich und östlich des Grenzstrichs eingetragenen Ausnahmen (*bisch*-Formen im O, *bischt*-Formen im W) stellen jede flächenhafte Darstellung und damit alle Schlüsse, die aus ihr gezogen werden könnten, von vornherein in Frage. Mit welcher Willkür die Grenze gelegentlich gezogen wurde, mag eine Stichprobe zeigen, die an Hand der auf dem Büro des Idiotikons liegenden Doppel der schweizerischen Materialien des *DSA* vorgenommen wurde. Der Kanton Glarus liegt nach Maurers Karte tief im *bischt*-Gebiet, allerdings mit Ausnahmen; die Materialien dagegen zeigen ein Verhältnis von 11 *bischt*- zu 11 *bisch*-Formen¹! Zu alledem kommt das grundsätzliche Mißtrauen gegen eine sozusagen abstrakte morphologische Karte in einem Fall, der erfahrungsgemäß gerade im Schweizerdeutschen, zum mindesten östlich von Aare-Reuß, stark satzphonetisch bedingt ist: ob in der 2. Sg. Ind. Präs. ein *-t* steht oder fehlt, hängt

¹ Zum mindesten fragwürdig ist auch die Art, wie Maurer über Schwyz, Zug und Uri entscheidet. Alle drei Kantone liegen nach seiner Karte im *bischt*-Gebiet, Schwyz mit Ausnahme des westlichen Zipfels. Die Materialien zeigen: für Schwyz neben 18 *bischt* 9 *bisch*, Welch letztere sich auf den ganzen Kanton verteilen und trotz dem quantitativen Übergewicht von *bischt* eine Verallgemeinerung der *t*-Form verbieten sollten; für Zug neben 4 *bischt* sogar 5 *bisch*. Uri ist in dem mir zugänglichen Antwortmaterial überhaupt nur mit 4 Orten vertreten, die sämtlich *bisch* haben; sie entsprechen lagegemäß den 3 von Maurer verzeichneten Ausnahmepunkten (der 4., Seelisberg, scheint von Maurers Grenzlinie verdeckt zu sein). Ob Maurers bei diesem Materialstand auffällige Zuteilung von Uri zum *bischt*-Gebiet auf mir fehlendem weiteren Material beruht, weiß ich nicht; er hätte sich in diesem Fall wenigstens anmerkungsweise mit *BSG XVII* auseinandersetzen müssen, wo als gesamturnerische Form *bisch* angegeben ist.

vor allem im Schwachton weitgehend vom Folgewort ab. Der Satz des Wenkerschen Fragebogens, nach dem Maurers Karte gezeichnet ist, lautet: «Du hast heute am meisten gelernt und bist artig gewesen»; in den schweizerdeutschen Antwortformularen stehen, wie eine schnelle Durchsicht der Materialien lehrt, für «artig» bald Wörter mit konsonantischem Anlaut, bald solche mit vokalischem; eine Auswirkung dieser Folgelautverhältnisse auf den Ausgang von *bist* ist bezeichnenderweise in den *DSA*-Materialien im allgemeinen nicht festzustellen! In scharfem Gegensatz dazu stehen die ebenfalls stichprobenweise herangezogenen Materialien des *SDS*. Für die Orte Lohn (Schaffh.), Mogelsberg (St. G.), Diepoldsau (St. G.) haben die Materialien des *DSA* in allen fünf einschlägigen Fällen (*bist, hast, gehst, darfst, mußt*) vorkonsonantisch wie vorvokalisch die Form mit *-schl*; die Materialien des *SDS* bieten dagegen auf Grund von je zehn Fällen der entsprechenden Verben folgendes Bild: vor Vokal und vor Pausa *-st* (mit einer Ausnahme: Diepoldsau: vor Vokal *-s!*), vor Konsonant *-š*. Umgekehrt haben die Materialien des *DSA* für die Berner Orte Ursenbach, Huttwil, Affoltern in allen fünf einschlägigen Fällen vorkonsonantisch wie vorvokalisch *-sch*; die Materialien des *SDS* zeigen demgegenüber in wieder zehn Fällen folgende Verhältnisse: vor Vokal und vor Pausa *-st* (eine Ausnahme: Ursenbach: vor Vokal *-s*), vor Konsonant *-š* (eine Ausnahme: Huttwil: *-st*). Die Materialien des *SDS* legen also, wenigstens für die hier stichprobenweise untersuchten Gebiete, eher eine satzphonetische als eine geographische Verteilung nahe¹. Es soll damit über unser Problem kein abschließendes Urteil gefällt sein; es war hier nur zu zeigen, mit welcher Sorgfalt und mit welchem Verantwortungsbewußtsein diese unendlich differenzierten Aufgaben angepackt werden müßten, wenn man nicht riskieren will, ihre Lösung durch methodische Fehler der Materialsammlung, durch aprioristische Interpretation und autoritative Folgerungen ein für allemal zu verbauen.

Daß es an dieser Sorgfalt dem besprochenen Buch in einem Maße gebreicht, das schmerzlich ist, mag schon der eine oder andere bisherige Hinweis nahegelegt haben. Besonders deutlich wird es bei *Karte 29 (Butter)* und ihrer Interpretation. Eine Wortkarte also, für die der *DSA* nicht einmal stoffmäßig verantwortlich ist; Maurer

¹ Für die nach den Materialien des *DSA* am reinsten die *š*-Form durchführenden nordwestschweizerischen Gebiete (Basel, Solothurn) fehlen uns noch Vergleichsmaterialien; der einzige Punkt Bärschwil scheint mit seinen zahlreichen *š*-Formen auch vor Pausa das Bild des *DSA*-Materials zu bestätigen und damit ein weiteres Mal den oberrheinisch-jurassischen Zusammenhang zu belegen.

gibt an « ergänzt nach den Angaben des Schweizer Idiotikons Bd. 1, p. 341. » Die Karte zeigt eine *Anke/Butter*-Grenze, die für die Schweiz nördlich ungefähr bei Rüdlingen ansetzt, in östlicher Richtung etwa auf Ellikon westlich Frauenfeld und von da südöstlich dem Toggenburg zuzieht, wo sie irgendwo aufhört; über den genauen Verlauf ist bei der wie immer grob skizzierenden, dem konkreten Zugriff sich entziehenden Darstellungsweise der übrigens auch rein technisch unbefriedigenden Karten natürlich wieder nichts ersichtlich. Westlich dieser Grenze soll also *Anken* gelten, östlich, bzw. nordöstlich davon *Butter*; die Karte « läßt deutlich den aus der Nordostrichtung her erfolgenden Rückzug des altalemannischen *Anke* erkennen » (p. 299). Diese Darstellung gibt ein Bild, von dem die wirklichen Verhältnisse wieder wesentlich abweichen. Es stimmt zwar, daß heute gerade in der Nordostschweiz der bodenständige Ausdruck durch *Butter* verdrängt wird. Immerhin nicht in dem Maße, daß kartographisch eine geschlossene *Butter*-Fläche in dem von Maurers Karte suggerierten Umfang entstehen könnte: die ältere Bevölkerung in bodenständigen Gebieten hält auch hier im Gespräch unter sich noch weitgehend am alten Ausdruck fest¹. Zudem ist der durch *Butter* verdrängte oder bedrängte bodenständige Ausdruck im fraglichen Gebiet gar nicht *Anke*, wie Maurers Darstellung glauben macht, sondern *Schmalz*! Das Idiotikon sagt in der Anmerkung zu der Stelle, die Maurer als Quelle seiner schweizerischen Grenzziehung angibt (I 341): « Die nordöstlichen Grenzkantone der Schweiz haben statt *Anken* das Wort *Schmalz* », und am gleichen Ort etwas weiter unten: « Geßner gibt *Anken* als schweizerisch im Gegensatz zu schwäbischem *Schmalz*. » Diese Hinweise sind deutlich genug und dürften einem wohl auch bei eiliger Lektüre nicht entgehen; sie hätten Maurer doch veranlassen müssen, den Artikel *Schmalz*, *SchwId.* 9, 937 ss., zu konsultieren, wo Sp. 939 eine recht gute vorläufige Übersicht über den schweizerischen Verbreitungsbereich des Wortes in dieser Bedeutung gegeben ist. Die merkwürdige Behandlung dieses Falles bestätigt und unterstreicht den Eindruck allzu großzügiger Nonchalance, der sich einem beim Studium der für uns nachprüfbareren Ausführungen des Buches schon wiederholt aufdrängen wollte.

Maurer spricht am Schluß seines den südalemannischen Verhältnissen gewidmeten Kapitels die Überzeugung aus, « die wesentlichen kleineren Sprachräume auch der Schweiz herausgestellt zu

¹ Cf. auch *SchwId.* 4, 1915 zu *Butter*, wo es nach einigen typisch sporadischen Ortsangaben, die sich auf die ganze Schweiz verteilen, heißt: « meist junge Entlehnung aus dem Nhd. und im allgemeinen als fremd und gewählt empfunden ».

haben » (p. 302). Daß diese Zuversicht einigermaßen *cum grano salis* vermerkt zu werden gehört, ergibt sich aus unsrer Analyse. Das Ergebnis von Maurers Buch für die Schweiz kann etwa dahin zusammengefaßt werden, daß es vor allem dort fördernd ist, wo es sich um die Stellung der Schweiz im gesamtalemannischen Rahmen handelt¹. Es wäre aber doch eine gar zu schnellhändige Vereinfachung, die wesentlichen Probleme schweizerischer Sprachraumgestaltung auf diesen — gewiß wichtigen — Aspekt monopolisieren zu wollen. Wir haben auch im Sprachlichen ein Eigenleben, das nicht nur en fonction du dehors existiert; interne Probleme sind für uns unter Umständen ebenso wichtig und für die wirklich wissenschaftliche Erkenntnis der sprachgeographischen und sprachbiologischen Struktur der Schweiz ebenso wesentlich wie die durch den gesamtsüddeutschen Rahmen vorgezeichneten. Was diese ganze innerschweizerische Seite des Problems angeht, kommt Maurers Buch kaum über die seit Bachmanns Artikel im *Geogr. Lex. d. Schw.* und seither verstreut gemachten Feststellungen hinaus. Wichtigste innerschweizerische Schranken und Landschaften, von denen das bis jetzt vorliegende Material des Sprachatlases der deutschen Schweiz bereits eine sehr klare Vorstellung gibt, sind — begreiflicherweise — nicht einmal angedeutet; das Problem der sprachraumbildenden Funktion der Kantonsgrenzen ist nach Bachmanns Vorgang, der wie bei der Beurteilung der Westostschanke auch hier mit seiner rein negativen Einstellung zweifellos irrte, auf Grund eines denkbardürftigen Materials einfach abgewürgt; das wesentlichste Merkmal unsrer politischen und kulturellen Struktur, die Vielheit in der Einheit, tritt nirgends der Wirklichkeit auch nur einigermaßen adäquat in Erscheinung. So erscheint der Anspruch, das Wesentliche erkannt und gegeben zu haben, für die Schweiz von innen her gesehen als reichlich hoch gegriffen.

R. Hotzenköcherle.



¹ Vielleicht vereinzelt und bagatellisiert MAURER doch die Feststellungen seiner Mitarbeiter inbezug auf die Sonderstellung der Schweiz allzusehr: das prähistorische Auftreten breitschädlicher Gruppen in einer sonst im alemannischen Raum fehlenden Häufigkeit, die ebenso auffallende Häufung vorgermanischer Orts- und Flurnamen (ist wirklich der Name HUBSCHMIED in Deutschland ganz unbekannt?), die um 200 Jahre längere Dauer der römischen Epoche, die frühere Frankisierung und Christianisierung sind doch Tatsachen, die alle Hunderte von Jahren vor 1499 und 1648 in der Richtung einer entschiedenen Sonderentwicklung weisen.

L'abbé PIERRE GARDETTE, *Géographie phonétique du Forez*, Mâcon, Imprimerie Protat Frères, 1941.

Derselbe, *Etudes de géographie morphologique sur les patois du Forez*, *ibid.*, 1941.

Die Arbeiten des abbé Gardette, der an der Faculté Catholique von Lyon unterrichtet, beziehen sich auf ein geographisch geschlossenes Gebiet, das am Oberlauf der Loire, im Zentrum des Départements Loire liegt und das nördlich und östlich an den Lyonnais, südlich an den Velay und westlich an die Auvergne grenzt. Es handelt sich um eine große Mulde, die südlich und nördlich von granitischen Plateaux, westlich und östlich von Bergketten eingeschlossen ist, welche man volkstümlich als Montagnes du Soir und Montagnes du Matin bezeichnet. Während über die Montagnes du Matin gute Verbindungen nach dem Lyonesischen führen, stellen die öden Berge des Westens ein Verkehrshindernis dar, das nur von zwei gangbaren Pässen überwunden wird. Der Hauptort des Beckens, Montbrison, hat dem Arrondissement den Namen gegeben, das mit der Landschaft Forez identisch ist. Im Nordosten liegt die alte Römerstadt Feurs = Forum (Segusiavorum).

Aus der geographischen Natur des Gebietes, die auch seine geschichtliche Entwicklung bedingt hat, erklärt sich seine sprachliche Gestaltung. Das Becken selbst spricht eine frankoprovenzalische Mundart, die sich im Osten dem Lyonesischen nähert, im Westen scharf vom Auvergnatischen abhebt. Das Plateau von Noirétable im Nordwesten und dasjenige von St-Bonnet im Süden sind dem Südfranzösischen zuzurechnen: Gardette faßt sie als « Forez provençal » zusammen. Die wenig ausgesprochene Dialektgrenze, die in der Nähe der Loire von Norden nach Süden verläuft, scheidet den frankoprovenzalischen östlichen vom frankoprovenzalischen westlichen Forez. Die Sprachgrenze fällt im Westen mit derjenigen der Diözese von Clermont, im Süden mit der Grenze der Diözese von Puy zusammen, die beide nach Gardette den alten Grenzen der civitates entsprechen; diese würden ihrerseits auf alte Stammesgrenzen zwischen den Segusiavi, den Arverni und den Vellavi zurückgehen.

Der Verfasser stellt die Phonetik des von ihm untersuchten Gebietes nicht erschöpfend dar, sondern wählt eine Anzahl charakteristischer Züge aus, die er nicht nur nach ihrer geographischen Verbreitung, sondern auch nach ihrem Alter und nach ihrer Genese untersucht; dabei bezieht er häufig benachbarte Dialektzonen, insbesondere das gesamte frankoprovenzalische Gebiet, ein. Die Beweiskraft der lautlichen Paradigmen, der « mots-témoins » wird aufs sorgfältigste untersucht. Es ist offensichtlich, daß Gardette

nicht nur mit Liebe und Sachkenntnis, sondern mit einem ausgezeichneten wissenschaftlichen Rüstzeug an seine Aufgabe herangetreten ist. Er kommt aus der Schule von A. Duraffour; das heißt, daß er die lautphysiologischen Voraussetzungen für phonetische Untersuchungen beherrscht — in den lautgenetischen Spekulationen ist er eher vorsichtiger als sein Meister — es heißt aber auch, daß er in der Sammlung des genuinen Materials mit äußerster Umsicht vorgegangen ist, daß er sich seinen Auskunftgebern mit großer Behutsamkeit genähert und sie soviel als möglich in der Unterhaltung mit ihnen belauscht hat.

Gewiß ist, wie Gardette hervorhebt, die Methode der « conversation dirigée » der stets riskanten Abfragemethode überlegen; aber sie kann auch zu Künstlichkeiten führen, die kaum besser sind als der gerade Weg der direkten Frage — man lese die Einleitung zu den *Etudes de géographie morphologique*. Gardette wird, wie Duraffour, der Leistung Edmonts und Gilliérons nicht ganz gerecht, wenn er sie vom Standpunkte des Lokalforschers aus beurteilt, der die Überzeugung hat, daß es von einer primären und ausschlaggebenden Wichtigkeit ist, diejenige Form der Mundart zu erhaschen, die man im Moment der Aufnahme als die älteste ansehen kann. Der so eingestellte Forscher geht über die Tatsache hinweg, daß Gilliéron gar nicht die vermeintlich reine Mundart der älteren Generation, sondern die Mundart in ihrer alltäglichen Unvollkommenheit und Labilität erfassen wollte. So gesehen ist es unangebracht, wenn Gardette, p. 166, Edmont vorwirft, in P. 808 *Sail-sous-Couzan* des *ALF* bei der Auswahl des Auskunftgebers eine unglückliche Hand gehabt zu haben, dabei aber zugesteht, er habe die beabsichtigte Kontrolle der Edmontschen Aufzeichnungen an diesem Orte nicht durchführen können, weil es ihm ebensowenig wie in St-Bonnet-le-Château (P. 816 des *ALF*) möglich war, ein geeignetes Sujet aufzutreiben. Das heißt doch mit andern Worten, daß Edmont einen Zustand der Mundart erfaßt hat, der dem Charakter des Ortes entsprach; denn daß sich die Verhältnisse seit 1901, dem Datum der Aufnahme von Edmont, so grundlegend verändert hätten, daß damals die Mundart rein war und heute ein elendes Mischmasch ist, wird kaum jemand im Ernst annehmen wollen.

Im übrigen hat sich Gardette die Fortschritte der sprachgeographischen Betrachtungsweise, die wir Gilliéron verdanken, durchaus zu eigen gemacht. Er verwendet geographische Argumente bei der Interpretation der zahlreichen in den Text eingestreuten Lautkarten mit großer Geschicklichkeit. Was er über die Bodenständigkeit einzelner Wörter und Lauterscheinungen, über Verschiebungen, Überdeckungen und Rückbildungen sagt, ist stets interessant und wird überzeugend begründet. Sein Buch ist die bedeutendste und

methodisch vollkommenste Dialektuntersuchung, die mir in den letzten Jahren zu Gesichte gekommen ist, eine musterhafte Darstellung einer sprachlichen Landschaft, die ebenso hoch über rein statistischen sprachgeographischen Feststellungen wie über den landläufigen Dorfmonographien steht. Gardette ist es zu danken, wenn wir näheren Einblick in ein Gebiet gewinnen, das bis jetzt den Romanisten fast nur aus dem vielbenutzten Wörterbuch von Gras einigermaßen bekannt war. Und doch hat der Forez deswegen Anspruch auf besondere Beachtung, weil er am äußersten Westrand des frankoprovenzalischen Gebietes liegt und, bei aller Gemeinsamkeit grundlegender lautlicher und morphologischer Erscheinungen mit den viel besser bekannten ostrhonischen frankoprovenzalischen Mundarten, doch auch sehr ausgesprochene eigene Züge aufweist.

Besonderes Interesse beansprucht die zusammenfassende Besprechung der Dialektgrenzen des Forez, die Gardette am Schlusse des Bandes gibt. Es wird hier in instruktiver Weise gezeigt, wie sich das sprachgeographische Bild bestimmter gestaltet, wenn man die älteren lautlichen Züge von den jüngeren scheidet, und wie es sich an die geographischen, kirchlichen und politischen Grenzen anschmiegt. Die anschließenden prinzipiellen Erörterungen gehen freilich in der Verallgemeinerung der besondern Resultate zu weit. Wie kann man behaupten (p. 266), daß es für den Patoisant keine Dialektgrenzen, sondern nur Sprachgrenzen gebe, wenn feststeht, daß anderswo, etwa im Kanton Freiburg oder in Graubünden, volkstümliche Benennungen für die Hauptgruppen der Mundarten bestehen und wenn man konstatiert, daß in Italien die Einheimischen sehr häufig genau wissen, wo ihr Dialekttypus — nicht ihre Dorfmundart — aufhört und ein anderer Dialekttypus beginnt?

Die *Etudes de géographie morphologique sur les patois du Forez* greifen wie die *Géographie phonétique*, aber in weit weniger reicher Auswahl, einige charakteristische Erscheinungen heraus, um sie in ihrer lokalen Gestaltung und in ihrer geographischen Verbreitung darzustellen. Es sind der bestimmte Artikel, die Personal-, Demonstrativ- und Possessivpronomen, vom Verbum bloß Indikativ Präsens, Imperfekt und Präteritum. Dabei konzentriert sich das Interesse des Verfassers mehr auf die phonetischen Verhältnisse und die geographischen Beziehungen und Bewegungen als auf die assoziativen Erscheinungen. Wiederholt wird auf die Leichtigkeit aufmerksam gemacht, mit der das in Frage stehende Gebiet morphologische Formen entlehnt, und zwar sowohl aus dem Süden wie aus dem Norden und dem Westen.

Die Arbeiten von Duraffour und Gardette haben den Gesichts-

kreis der Frankoprovenzalisten in ungeahnter Weise geweitet. Es sei besonders an die grundlegenden Untersuchungen von Duraffour über die *Phénomènes généraux d'évolution phonétique dans les dialectes franco-provençaux* (= *RLiR* 8), Grenoble, Institut de phonétique 1932 und an sein prächtiges *Lexique patois-français du parler de Vaux-en-Bugey* (Ain), Grenoble, Institut de phonétique 1941, erinnert, wozu eben (1942) ein wertvoller Index herausgekommen ist. Den *Dictionnaire des patois des Terres Froides* und den *Atlas linguistique des Terres Froides* von Devaux haben Lehrer und Schüler gemeinsam veröffentlicht (Lyon 1935). Gardette hat nun auch begonnen, der Forschung in einzelnen Monographien die Studien über den Wortschatz und seine sachlichen Grundlagen vorzulegen, die er in der *Géographie phonétique* versprochen hat: *Vieilles choses et vieux mots du pays forézien*: Erster Artikel in den *Mélanges Dufour*, Montbrison 1940, p. 11–21 (Verschiedenes), zweiter Artikel in den *Mélanges Neufbourg*, Fondation Georges Guichard 1942, p. 75–109 (*Le joug et ses accessoires*).

Bern.

K. Jaberg.

★

Zum Paläosardischen

In den *RcILomb.*, Classe di Lettere, 74 (1941), p. 726–750 veröffentlichte G. ALESSIO einen Aufsatz « *I nomi collettivi sardi in -ai. Il toponimo sardo Iscurai = basco ezkurdi 'querceto' = lat. aesculetum.* » Der Verf. geht von dem Artikel Terracinis « *Osservazioni sugli strati più antichi della toponomastica sarda* » (*Atti del Convegno Archeologico in Sardegna*, 1927) aus, in dem dieser auf die Häufigkeit der Ausgänge *-ai*, *-ei*, *-oi*, *-ui* in der sardischen Toponomastik hingewiesen hat, diese nach dem Vorgange Meyer-Lübkes (*Hom. Menéndez Pidal*, I, p. 68) mit iberischen und afrikanischen ähnlichen verglichen hat und vor allem die Vermutung ausgesprochen hat, daß diese Kollektive nach Art des lat. *-etum* bilden. Bertoldi (« *Antichi filoni nella toponomastica mediterranea incrociatisi nella Sardegna* », in: *RLiR* 4 (1928), p. 222–250) hat dann, p. 231 besonders die ON *Urzulei* und *Colostrais* herangezogen und den ersten von *úrzula* '*Clematis flammula*' und '*Smilax aspera*', den letzten von *colostri* '*agrifoglio*' abgeleitet und in diesem gewissermaßen ein '*Agrifolietum*' gesehen. Alessio will nun eine Reihe von anderen ON in dieser Weise erklären. Darauf werden wir später eingehen.

Alessio (p. 733) bestreitet, daß der Vergleich mit afrikanischen ON wie *Auzai*, *Zarai*, *Gadaiae sinus* und mit einer Reihe von Personennamen: *Cutai*, *Fazai*, *Gadaia*, *Gurai*, *Sabbatrai* usw. (Terra-

cini, *l. c.*, p. 143) berechtigt sei. « Questo raffronto è lontano dal persuadere », denn die Kollektivfunktion sei nicht mit den Personennamen vereinbar. Die einzigen zwei *ON Auzai* und *Zarai* ständen den vielen sardischen gegenüber. « Niente poi ci assicura che in *Auzai*, *Zarai* il suffisso *-ai* sia semanticamente identico con il corrispondente suffisso sardo nel tipo *Tuvarai* 'ericetum'. Sarebbe anche strano che il sardo, passato per la traiula latina, avesse mantenuto, fino ai giorni nostri, una serie originaria di dittonghi *-ai*, *-ei*, *-oi*, *-ui*, in cui l'elemento *-i* sarebbe caratteristico nella formazione collettiva » (p. 734). Alessio beruft sich in der Anmerkung auf bask. *vaica* = *vega*, das ja auch im Sardischen *bega* lautet. Aber wenn auch *ai-* gerne im Sardischen *e* wird (*HLS*, § 62), so stehen daneben doch Formen mit *ai*; man sagt *maistu*, *meistu* und *méstu*; *arraíga*, *arreíga* und *arréga* usw., und in der Perfektform *-a(v)i* ist *-ai* überall bewahrt, soweit diese Perfektformen heute noch vorkommen (Fless., § 130). Und was aus *-ei*, *-oi*, *-ui* nach seiner Ansicht hätte werden müssen, sagt uns Alessio nicht. Er fährt fort: « Questa difficoltà non era sfuggita al M.-L., il quale osservando che il *Briaue* del *CSP* corrisponde a *Briai*, non esita a vedere nelle uscite moderne delle forme antiche in *-ave*, *-eve*, *-ove*, al che il Terracini (*l. c.*, p. 147, n. 9) giustamente obietta che se il *CSP* ha *Araue* e *Arae*, *Arcae*, *Bosoue*, *Briaue*, *Saue* conosce però anche *Bubui*, *Campui*, *Muragi*, *Gusalai*, *Gosoi*, *Orbei* e che forme identiche ricorrono nei più antichi testi di altre regioni sarde. La spiegazione di questa grafia dei documenti mi sembra ovvia. Dato che nel sardo *-e* finale rimane intatto e *-v-* cade (log. *gæe* = *clave*; *boe* = *bove*), le forme in *-i* non possono derivare da forme antiche in *-e*, per cui il tipo *Briaue* è un tentativo di latinizzazione del tipo volgare *Briai*, tipo che in altri casi, eludendo l'attenzione dello scriba, appare nella sua forma naturale *-ai*, *-ei*, ecc. »

Zunächst ist es nicht richtig, daß *-v-* im Sardischen allgemein verschwunden ist: im Altsardischen ist es meistens erhalten: *rivu*, *ribu*; *avu*, *abu* usw. (M.-L., *Alllog.*, p. 29; *HLS*, § 157), wenn daneben auch schon Schreibungen ohne *-v-* vorkommen; heute ist es im Bittesischen, Nuoresischen und in der Barbagia noch fest (*HLS*, § 157). Daß die Schreibungen *Briaue*, *Araue* nur Latinisierungsversuche seien, ist schwer glaublich; es gibt daneben noch eine ganze Reihe anderer: *Ottaue* (*CSP* 98, 120, 200); *Nolesave* (*CSNT* 219); *Turthebi* (*CSP* 41, 49 und oft); S. Pietro de *Gulsevi* (*CSNT* 174); *Bosoue* (*CSP* 399, 421); *Orthove* (*CSNT* 101). Der vorletzte *ON* lautet noch heute *Bosove*, und daneben steht *Lollove*. Von den Namen des *CSP* hat nur *Araue*, das viermal vorkommt, in einer späteren Urkunde (Nr. 431) ein einmaliges *Arae* neben sich, aber mit dem Ausgang *-e*. *Briaue* ist ein heute zerstörtes Dorf zwi-

schen Ittiri und Florinas; Bonazzi stellt daneben eine moderne Form *Briai*; ob diese aber wirklich existiert, ist fraglich; bei Spano, *Voc. geogr.*, ist der Ort nicht verzeichnet. Letzten Endes stützt sich die Identifizierung von *-ave* und *-ai* ausschließlich auf diese Form, und damit ist schon gesagt, daß sie sehr fraglich ist. Meyer-Lübke, *l. c.*, p. 67, hat aus den heutigen Formen *Arca* für *Arcae* und *Bria* (sic!) für *Briae* geschlossen, daß die Betonung dieselbe sein mußte wie in Spanien (*Játiva, Córdoba*); aber zunächst gibt es kein *Bria* (Meyer-Lübke hat die Form aus Bonazzi falsch abgeschrieben oder verdrückt), sondern höchstens *Briai*, was, wie wir sahen, auch nicht ganz sicher ist; und *Arca*, das Bonazzi als Entsprechung von *Arcae*, zerstörtes Dorf bei Olmedo, gibt, kann auch eine Umdeutung sein (bei Spano, *Voc. geogr.*, p. 21, ist ein *Arca*, zerstörtes Dorf in der Trexenta, also in einer ganz anderen Gegend, verzeichnet). Die heutigen Betonungen *Bosóve*, *Lollóve* sprechen nicht eben für M.-L.s Ansicht.

Jedenfalls zweifle ich an der Identität von *-ave* und *-ai* und an der Annahme Alessios, *-ave* sei eine latinisierende Schreibung von *-ai*. Ich glaube vielmehr, daß *-ave*, *-ove* usw. ein anderes Suffix ist als *-ai*, schon deshalb weil *-ave* nicht mit *-ai* wechselt (denn das einzige *Briai* scheint mir nicht beweisend, könnte eher, falls es überhaupt existiert, eine Anpassung an den viel häufigeren Typus *-ai* sein), dann weil *-ove* heute noch vorkommt, also nicht gut mit *-oi* identisch sein kann.

Fest steht, daß *-ai*, *-ei*, *-oi*, *-ui* von Anfang an in Ortsnamen stark vertreten sind und daß das heutige Sardinien von solchen Bildungen übersät ist; eine Reihe hat schon Terracini zusammengestellt; viel mehr noch Battisti, *Ricostruzioni toponomastiche mediterranee*, in *Studi Sardi*, 2 (1936), p. 8 s., andere Alessio; aber auch diese Listen würden sich noch erheblich vermehren lassen, und zwar ist der Ausgang immer *-i*. Nur neben *-oi* findet sich heute im log. Gebiet auch *-oe*, so *Locoe* bei Orgósolo (CA 207, I NE 20–21)¹;

¹ CA bezieht sich auf die *Carte Archeologiche* von Sardinien (*Edizione Archeologica della Carta d'Italia alla scala di 1 : 100 000, compilata dalla Direzione Generale delle Antichità e Belle Arti*). Ich konnte die Karten 194 (Ozieri), 195 (Orosei), 207 (Nuoro), 208 (Dorgali) benutzen. Außerdem wurden die Karten 205–206 (Capo Mannu-Macomer) und 216 (Capo San Marco), 181–182 (Tempio Pausania–Terranova Pausania) und 193 (Bonorva) veröffentlicht, von denen ich nur 216 kenne, die aber hier nicht in Betracht kommt. Diese Karten wurden im wesentlichen von A. TARAMELLI aufgenommen und enthalten viele Verbesserungen gegenüber der *Grande Carta Topografica del Regno d'Italia alla*

Nuraghe *Ludorioe* bei Olzai (*ib.* III SE, 7); Nur. *Iloe* bei Sarule (*ib.* III SE, 16); *regione Fenenoē* bei Baunei (*CA* 208, III NE, 2); Montigiu *Lolloē* bei Benetutti (*ib.* III NE, 16); Nur. *Alinoē* bei Irgoli (*CA* 195, II SO, 3); Nur. *Norgoe* bei Irgoli (*ib.* III NE, 26); *Orōē*, *regione di Orosei* (Spano, *Voc. geogr.*, p. 84); *Bolōē*, *Olōē*, Dorf bei Benetutti (*ib.* 32); *Locōēs* neben *Locōi*, zerstörtes Dorf zwischen Orgósolo und Fonni (*ib.* 65); aber auch hier überwiegen die Formen auf *-oi*; die auf *-oe* erklären sich ohne weiteres dadurch, daß der gewöhnliche Ausgang im Log. *-e* ist gegenüber camp. *-i*.

Um dieses *-ai*, *-ei* usw. zu erklären, stellt Alessio eine kühne These auf, die er schon früher angedeutet hat. « In miei precedenti lavori ho sostenuto l'ipotesi, anche oggi preferibile a quella del Meyer-Lübke, che nel tipo *-ai*, *-ei*, ecc. si debba vedere un più antico *-adi*, *-edi*, ecc., con un *-d-* intervocalico caduto molto per tempo in Sardegna (cf. log. ant. *prea* < *praeda*; log. *bau* < *vadum*; *pee* < *pede*; *koa* < *coda*; *kruu* < *crudu*). Si tratterebbe del suffisso iberobasco *-di(a)* attestato in una voce tipica dei minatori iberici *gandadia* (Plin.) e messa dal Bertoldi giustamente in relazione con medit. *ganda*. »

Mit anderen Worten, es würde sich um das bask. *-di* handeln, das Kollektive bildet (*lissar-di*, *orre-di* usw.). « Sicchè il sardo *Colostrai(s)* corrisponderebbe a *gorosti-dia* 'agrifoglieto'. » Da das Suffix im Baskischen aber *-di* und nicht *-adi*, *-edi* usw. ist, nimmt Alessio an, daß wie im Lateinischen neben *filic-tum*: *filicētum*, *fagētum* steht, « donde un suffisso ben determinato *-ētum* e formazioni strane come *filictētum*, così il tipo con vocale tematica ha prevalso nel sardo, onde i tipi **-adi*, *-edi*, *-idi*, *-odi*, *-udi* > *ai*, ecc., e successiva confusione fra i diversi temi, che non vengono più distinti, sicchè un sardo *Urzulei* rispetto a *úrzula* è paragonabile morfologicamente al basco *aurre-di* rispetto a *aurri*, tema in *-i* come proverebbe il raffronto col sardo *aúrri* 'carpine'. »

Über die Schwierigkeiten, die sich dieser Theorie in lautlicher Hinsicht entgegenstellen, gleitet Alessio allzu leichtfertig hinweg. Daß das intervok. *-d-* « caduto molto per tempo » ist, kann nur mit Einschränkung gelten. Es ist im *CSP*, im *CSNT* und in der griechischen Urkunde noch fest und sogar in den *CV* und im *CSMB* in vielen Fällen (*HLS*, § 120); heute sind die alten stimmhaften Verschlüsse noch in den Zentraldialekten als Reibelaute erhalten

scala 1 : 100 000. Die letztere, die Sardinien vollständig enthält, kann ich leider zur Zeit nicht benutzen, da während des Krieges diese Karten nicht im Handel und auf den Bibliotheken nicht zugänglich sind.

(ib., § 121); man sagt dort *pēde, badu* usw. Das von Alessio angeführte «altlog.» *prea* findet sich in Wirklichkeit in keinem altlog. Text; der *CSP* 73 hat *predaitilu* (was nicht ‘pregare’ bedeutet, wie Bonazzi fälschlich im Glossar annimmt); der *CSNT* 268 *predare*; sogar die *Sass. Stat.* III, 43 (94 r) *su pinnos o sa preda; pignorare et predare*; nur in altcamp. Texten begegnen Formen ohne -d-: *CV* I, 6 *prea, preari; CdL* 32, 47 *prea*. Dieses Wort hat die juridische Bedeutung ‘beschlagnahmen’ und ist vermutlich nicht der direkte Fortsetzer des lateinischen Wortes, sondern im Hinblick auf die Bedeutung das alttosk. *predare* ‘sequestrare’ (Nieri, *Voc. Lucchese*, p. 156; *prea* ‘sequestro’ in den *Bandi Lucchesi*, ed. Salv. Bongi, Bologna 1863, p. 408). Cf. *ARom.* 16, 138; 20, 354. Nachdem das -d- im Altlog. fest war und noch in den Zentraldialekten gesprochen wird, würde man es sich nicht erklären können, daß weder in den alten Texten, noch heute im Inneren der Insel irgendwelche *-adi, usw.-Formen vorkommen. Die Zentralgegenden wimmeln von -ai, -oi, usw.-Orts- und Flurnamen, aber ein *-adi findet sich nirgends. Was das Baskische anlangt, so ist in dieser Sprache -ti, -di (ursprünglich je nach dem vorhergehenden Konsonanten) ein Suffix, das eine Variante des danebenbestehenden -tegi und aus diesem entstanden ist (Schuchardt, *ZRPh* 30 (1906), p. 6; Uhlenbeck, *De Woordafleidende Suffixen*, p. 63); es kommt auch in den Formen -degi, -tei, -dei vor (Uhlenbeck, l. c.). Dieses Kollektivsuffix ist aus dem Substantiv *tegi* ‘Ort’ entstanden, das Schuchardt, *Museum* 10 (1903), p. 395 zu altkelt. *tegia* zieht, während daneben ein *toki* ‘Ort, Gegend’ besteht, das ebenfalls als Suffix für Köllektive im selben Sinne wie -tegi usw. verwendet wird (Uhlenbeck, l. c., p. 67). So findet sich im Baskischen nebeneinander *hariztegi, hariztei, harizti, harizdi* und *hariztoki, hariztoi, hariztui* ‘Eichengebüsch’. Daß nun von diesen Bildungen sich gerade die mutmaßlich jüngste im Altsardischen finden soll¹, würde an und für sich auffallend sein. Alessio muß, um die Entstehung des -ai aus dem bask. -di einigermaßen zu begründen, annehmen, es habe sich im Sardischen der aus dem Zusammenhang losgelöste Typ -adi, -edi verallgemeinert; das wäre auch merkwürdig genug; aber von allen übrigen Bedenken abgesehen, ist das Nichtvorhandensein von -d-Formen im Sar-

¹ Allerdings wissen wir nicht, wann sich im Baskischen -di aus -tegi entwickelt hat. BERTOLDI, *BSLP* 32, 163 glaubt, daß das von Plinius erwähnte *gandadia, gangadia* das Suffix -di(a) enthält, das in bask. *gorostidi(a)* usw. vorliegt. Das würde auf ein verhältnismäßig hohes Alter der Bildung schließen lassen; doch auch dann bleibt für das Sardische immer noch der Schwund des -d-, der schlechterdings mit der Alessio’schen These unvereinbar ist.

dischen allein schon hinreichend, um diese allzu luftig aufgebaute Theorie zu erschüttern.

Alessio glaubt Spuren dieses iberischen Kollektivsuffixes *-di* auch sonst im Mittelmeerraum zu entdecken:

‘salent. *skaraša*, *skraša*; *tarent. skraša*, *skaréša*, ecc., ‘rovo’, presuppongono una base **scaradia* (cf. *gandadia*) da un tema **scara*’ (wie bei anderen stacheligen Pflanzen), in Zusammenhang mit dem etrusk.-mittelmeerländ. *radia* ‘smilax aspera’ (p. 737). Wie das lautlich möglich sein soll, wird nicht erörtert.

span. *taray* ‘tamarice’ neben gelehrtem *tamariz*, *tamarisco* « si potrebbe partire da un *tara-di* » (ib.). Neben *taray* steht aber im Span. *taraje* und murc. *atarfe*, und diese sind arab. *tarfa* (Steiger, *Contr.*, p. 116, wobei von **tarahe*, *-*tarae* auszugehen ist).

fr. *balai*: « Non vi è nessuna difficoltà fonetica a partire da un preceltico *bala-dio* ‘ginestreto’ > gall.-rom. *balayum* (REW 8971), che il M.-L. pensa derivato da *-ady* o *-agy*. Un collettivo *bala-dio* non avrebbe niente di eccezionale » (ib.). Wo Meyer-Lübke gesagt haben soll, daß ein *-ady* oder *-agy* zugrunde liegt, sagt uns Alessio nicht; im REW 897 ist davon nicht die Rede. Und wie ist dann das nordspan. *baleo* zu erklären?

p. 739: *Carsa-dio*, der klassische Name des Karst, von vorröm. *carsa* ‘roccia’ soll ebenfalls dieses Suffix *-di* aufweisen.

p. 740: In drei lat. Pflanzennamen: *aquileia*, *puleium*, *satureia* könnte das Suffix *-eo* nach Alessio von einem alten *-edio* herkommen (mit Verweis auf Sommer, *Handb.*², p. 217). Die Annahme, daß *-di* nicht nur ein iberisches, sondern ein mittelmeerländisches Formans sei, wird — soweit das Iberische in Frage kommt — schon dadurch hinfällig gemacht, daß *-di* innerhalb des Baskischen aus *-legi* entstanden ist.

Der zweite Teil des Aufsatzes läßt die Genese der kühnen Theorie klar erkennen. Hier handelt Alessio von dem *ON Iscurai*, den er unter Hunderten von *-ai*-Bildungen aufgefunden hat. p. 745: « Tra i toponimi sardi in *-di* (nämlich dem angenommenen bask. *di*), abbiamo nel nostro lungo elenco ricordato *Iscurai*, rimasto fin qui senza spiegazione (wozu nur zu sagen ist, daß auch die übrigen Hunderte « senza spiegazione » geblieben sind). Dato il legittimo presupposto che anche questo nome di luogo sia un originario collettivo di nome di pianta, si impone il confronto col basco *eskur-di* ‘chênaie qui donne des glands’ (Azkue, 1, p. 301). Bask. *ezkur* wurde von Schuchardt mit berber. *iškir* verglichen (*Die rom. Lehnwörter im Berberischen*, p. 16 ss.). Die Ableitung des lat. *aesculus* von *edo*, *esca*, *esculentus*, die auf die Alten zurückgeht, ist eine Volksetymologie (Walde-Hofmann, 1, p. 20); das Wort ist im

Lateinischen isoliert, wie Alessio sagt; er sieht es als mittelmeér-ländisch an, denkt an Verbindung mit etrusk. *aesar* 'Gott', also 'pianta sacra alla divinità', hält aber dann, da *aesar* im Etruskischen selbst nicht ursprünglich ist, Herkunft von der Wurzel *ais-* 'oscuro' für wahrscheinlicher, also 'quercia nera', « anche se oggi *ischio* può indicare 'quercia bianca'. » So passe also das lat. *aesculus*, das bask. *eskur* und das berb. *iškir* zusammen; zu diesen Resten des angeblichen Mittelmeerwortes gehöre nun auch das im sard. *ON* steckende *iscur*. « Che se l'ipotesi di un imprestito potrebbe essere accettata per il basco e per il berbero, va escluso che la voce sarda *Iscur(ai)* sia imprestito dal latino non solo perchè i temi dei toponimi in -ai appartengono senza eccezioni al sostrato paleosardo (daß das nicht so ohne weiteres zutrifft, werden wir bald sehen) ma anche per ragioni fonetiche non facilmente sormontabili per quanto riguarderebbe il trattamento della voce latina » (p.749), wobei in der Anmerkung auf *ascla* > *aša* und *masculus* > *mašu* verwiesen wird; aber wenn sich der Verf. genügend über die lautlichen Verhältnisse des Sardischen unterrichtet hätte, würde er gesehen haben, daß die Ergebnisse *aša*, *mašu* nur dem Nordlogudoresischen, Galluresischen und Korsischen angehören, daß die Wörter aber altsard. *ascla*, *masclu* lauten und so heute noch in allen echtsardischen Mundarten (jetzt *HLS*, § 256–257). Doch ist das hier von geringerem Belang.

Aesculus, gleichgültig ob Mittelmeerwort oder lateinisch, bezeichnet eine Eichenart, die *Quercus sessiflora* und Varietäten derselben; es kommt auf dem it. Festlande « von der Toskana bis nach Kalabrien » vor (tosk. *eschio*, *ischio*; kalabr. *eskru*), sagt Alessio, p. 745. Doch findet sich die Bezeichnung auch gelegentlich, wie Schuchardt, *l. c.*, p. 17, hervorgehoben hat, für *Quercus ilex* (*ischio* für Chieti) und *Quercus pseudo-suber* (*esco* für Cosenza). Schuchardt, p. 18, neigte mehr dazu, das lat. Wort als einen Eindringling aus dem Iberischen oder Berberischen anzusehen, als umgekehrt, denn der Baum *aesculus* war in Italien nicht sehr verbreitet. « Cum robur quercumque vulgo nasci videamus, *aesculum* non ubique » (Plinius). « Und sprachlich scheint sie gar keine Wurzeln in italischem Boden geschlagen zu haben », fügt Schuchardt hinzu, und das trifft auch zu, denn wenn auch Alessio behauptet, *aesculus* finde sich von der Toskana bis Kalabrien, so verzeichnet doch Penzig, *I*, p. 394 unter « *Quercus pedunculata* » und p. 395 unter « *Quercus sessiflora* » *ischio* nur für die Toskana, während ersterer Baum im Norden mit Formen von *robur*, von der Emilia an bis Sizilien als *farnia* u. ähnl. bezeichnet wird (cf. *REW* 3200), die « *Quercus sessiflora* » ebenso teils als *robur*, teils als *cerqua*. Auch der *AIS* 591 bringt in der Legende nur zwei *ischia*-Formen für « *Quercus pedun-*

culata », und zwar ebenfalls nur für die Toskana. Sonst ist das Wort nur für Kalabrien bezeugt. Was nun Sardinien anlangt, so kommt dort die *Quercus pedunculata* nicht vor, und die *Quercus sessiflora* heißt allgemein *kérku* und im Süden *orròli*, das wahrscheinlich span. *roble* ist (*HLS*, p. 169), da *robur* sonst im Sardischen nicht vertreten ist. Irgendeine Spur von *aesculus* ist in Sardinien nicht nachweisbar. Demnach ist die Annahme, ein, gleichgültig ob mittelmeerländisches oder lateinisches, *aesculus* stecke in dem völlig isolierten *ON Iscurai*, eine höchst gewagte. Aber, wie ich schon sagte, die Genese des Gedankengangs Alessios ist leicht ersichtlich; er hat bei Bertoldi das bask. *eskur-di* gefunden und dann in den sardischen Ortsnamenlisten das *Iscurai*; da blitzte ihm der Gedanke auf, die beiden könnten identisch sein; daraus ergibt sich dann die Theorie von der angeblichen Identität des sard. *-ai* mit einem bask. *-adi*.

Daß in sard. *ON* auf *-ai*, *-ei* das Suffix einen Kollektivbegriff ausdrückt, hat zuerst Terracini erkannt und dann Bertoldi durch andere Beispiele gestützt. Alessio behauptet, wie wir gesehen haben, daß diese Bildungen auf *-ai* « senza eccezioni » dem paläosardischen Substrat angehören. p. 730 sagt er: « Non sono però in generale propenso a vedere col Terracini in alcuni di questi toponimi delle basi romanze e interpretare *Canai* (il Terr. scrive *Cannai*) come ‘canneto’, *Sassai* come un *saxetum* (cf. *Sássari*, das aber, nebenbei bemerkt, ausgeschaltet gehört, da es im Log. *θάθαρι*, *τάθαρι* lautet, also gewiß etwas anderes ist), *Serrai* da *serra* ‘catena di monti’. » In der Anmerkung muß er allerdings zugeben: « Non si esclude che *Arborey* (a. 1206) = *Arborea*, e *fenuglei* nella stessa carta (*AStSa* 4, 94) siano le voci sarde *arboredu*, *fenugledu* assimilate al tipo *-ei* » (die Beispiele stammen aus Terracini). Neben *Canai* ist bei Spano, *Voc. Geogr.*, p. 37 aber auch *Cannai* verzeichnet. Im übrigen hatte Terracini gewiß recht, wenn er annahm, daß *-ai*, *-ei* usw. auch an romanische Stämme antritt. Auch wenn *Cannai*, *Sassai* und *Serrai* nicht von den romanischen Wörtern kommen sollten (obwohl im Grunde nichts dagegen spricht), so lassen sich doch Fälle anführen, die kaum einen Zweifel zulassen: *Eligai* ‘territorio presso Olzai’ (Spano, *Voc. geogr.*, p. 48; CA 204, IV SE); von *élige*; Nuraghe *Filigai* bei Orgósolo (CA 207, II NE, 8) von *fílige*; *regione Colovrai* bei Dorgali (CA 195, III SO, 26) von *kolóvru* ‘Schlange’; Domu de gianas de *Istrivuzzai* bei Orgósolo (CA 207, 22) von *trivúzzu* ‘Klee’; Nuraghe *Alinoe* bei Irgoli (CA 195, III NE, 4) von *álinu* ‘Esche’, um nur ganz einwandfreie anzuführen. Terracini hat also mit seiner Interpretation von *Fenuglei* gewiß recht gehabt. Und diese Bildungen sind wichtig. Daß die angeführten gerade aus den Zentralgegenden stammen, ist wahrscheinlich auch kein Zufall, da sich dort die alte Sprache am läng-

sten hielt. Sie müssen aus einer Zeit der Zweisprachigkeit stammen, die der völligen Romanisierung wie anderwärts vorausging, in der man sich der Bedeutung des protosardischen Suffixes und seiner Bedeutungsgleichheit mit lat. *-ētum* bewußt war, denn die Annahme einer bloßen lautlichen Angleichung (Alessio) ist keine Erklärung, auch würde sie höchstens für *-ei* gelten können, aber nicht für *-ai*. Aus einem solchen Zustand der Zweisprachigkeit erklärt es sich ja auch, daß sich neben alten Bildungen auf *-or* später solche auf *-os* (*Gennor-Gennos*) finden, wo also an Stelle des paläosardischen Ausgangs *-or* der romanische *-os* trat, woraus Terracini, *l. c.*, p. 139 scharfsinnig schloß, daß sich in den alten *-r*-Bildungen ein Plural verbergen müsse.

Alessio versucht auch, abgesehen von dem unglücklichen *Iscurai*, verschiedene sard. *ON* auf *-ai* zu erklären:

p. 726: *Garofai*, ein Ort im Nuoresischen, soll von *garroppu* 'gorgo', auch 'vortice di vento' (Wagner, *ARom. 15*, 245 ss.) kommen, was lautlich, wie jedermann sieht, nicht angeht; « più difficilmente con *garrofa* 'carruba' », was noch unwahrscheinlicher ist, da man das Johannibrot in Sardinien mit einheimischem Namen *tilimba*, *silibba* = *siliqua* nennt, heute allerdings meistens *karubba*, aber dieses ist Italianismus; da das Stammwort arabisch ist, kann nicht gut ein alter sard. *ON* danach benannt sein; das von Alessio als sardisch angegebene *garrofa* gibt es im Sardischen überhaupt nicht; es stammt aus Alghero, wo es natürlich das katalanische Wort ist (so auch bei Penzig); über diese Tatsache ist der Verf. hinweggetänzelt.

Ein ähnlicher Fall ist p. 728: *Caracoi*: cf. corso *káraku* 'un fior d'America', sard. *karagolu* usw. (Wagner, *ARom. 15*, 247). Diese Bezeichnungen, die dem span. *caracol* 'Phaseolus Caracalla' entsprechen, können ebenso wenig für den alten sard. *ON* in Betracht kommen, und diese Aufstellungen überraschen um so mehr, als Alessio doch leugnet, daß *-ai*, *-oi* an romanische Stämme treten könne. In diesen Fällen allerdings gewiß nicht!

Daß *Olzai* nicht gut von *ordzu* kommen könne, sagt Alessio p. 727 selbst: « L'omofonia con *ordzu* < *hordeum* (in ZONF 16, 46) sarà fortuita », und da der *ON* *Olzai* : *oltsái* gesprochen wird, kann davon allerdings nicht die Rede sein, so daß man eigentlich nicht versteht, warum es dann Alessio überhaupt bringt.

p. 728: *Stagno de is brebeis*: « cf. *belbe* 'verbascum' (Alessio, *Studi Etr. 13*, 327, 329, N 49). Ma cf. anche *berbex*, che ha riflessi in Sardegna. » Es hat nicht nur Reflexe in Sardinien, sondern ist das allgemein gebrauchte Wort für 'Schaf', und schon der Artikel zeigt, daß es dieses ist und gewiß kein vorrömisches, am wenigsten ein in Sardinien nicht vertretenes *belbe*.

p. 729: *Piroi*: « Casuale sarà l'omofonia con l'albanese *pérroi* 'torrente'. »Zweifellos, wozu also? *Piroi* kann an und für sich ebenso gut eine Kollektivbildung von *piru* sein, wie *Alinoi* von *álinu*.

Andere Vermutungen knüpfen an als mittelmeerländisch angelehne Stämme an, so p. 727: *Orbai*: « cf. il tipo mediterr. *olba* in 'Ολβασσα, ecc.'; p. 728: *Burcei* « omofono con *burca* 'clavaca' (*CGI*. IV, 595–598) et al.; βοῦρξα 'fango', voci oscure ed attestate tardi »; *ib.*: *Tupei* « potrebbe essere in nesso col medit. *top-* di *tophus* 'tufo', ecc. »; p. 729: *Cuscui* « cf. medit. *cosco-* 'bacca', calabr. *kuosku* 'cerro' = *cuscolium* »; p. 727: *Mariscai* « ricorda il *mariscus juncus* 'Art Binse' del *REW* 5360. Connesso con *mara?* o con *marisca est coenum* (*CGI*. V, 621, 20). » Alles das hängt mehr oder weniger in der Luft. *Gavoi* wird p. 728 mit Bertoldi von medit. *gaba* 'torrente montano' abgeleitet; da aber *gav-* sonst nirgends in Sardinien kommt, ist diese Annahme, wie heute Bertoldi selbst zugibt, auch nicht gerade sicher¹. *Itei* (p. 728) zu bask. *itil*, sard. *idile* (Wagner, *ARom.* 15, 227, dessen vorrömische Herkunft aber fraglich ist, cf. darüber später); *Mutturrai* cf. iber. *Muturra* (*CIL* II, 5330); bask. *mutur* 'muso, grugno, estremità'; *Ospai* (p. 727) erinnere an die bask. Zusammensetzungen mit *pe-* 'unter' (*aspe* 'sous le rocher', *mendi-pe* 'sous la montagne' [Bertoldi, *BSL* 32, 126 e N 2, 152]). Cf. anche il doppione sardo *óspile* (Wagner, *ARom.* 15, 226–227) basco *ospel*, *ozpel*, *hozpil*; aber man müßte erst wissen, wie das bask. Wort selbst zu erklären und von welchem Stamme es abgeleitet ist. *Bittitai* wie *Bittatis* (p. 731) könnten nach Alessio von dem « tema zoonimico » *bet-*, *bit-* (*ARom.* 15, 234 s.) kommen. Für mich ist das alles sehr fraglich. Der Versuch, solche ON deuten zu wollen, ist sehr loblich, aber, wie die gegebenen Proben hinreichend erkennen lassen, begegnen wir uns hier auf dem Boden reiner Hypo-

¹ BERTOLDI, *RLiR* 4, 223 suchte sie durch *Gabazzenar* aus dem *Codex Dipl. Sard.* zu stützen. Dieser Name steht in der Urkunde XVI (*Cod. Dipl. Sard.*, p. 188 s.) und stammt aus GATTOLA, *Hist. Abbad. Cassin.*, parte I, p. 237 s.; aber das ist eine Form, die aus einer Abschrift aus späterer Zeit stammt; bei GATTOLA selbst, parte I, p. 155 s. (= TOLA, *Urkd.* XV, p. 187 s.) wird unter anderen Zeugen ein Dorgotori de *Capazennor* genannt, und im *CSP* heißt es *Capathennor* (no. 321), ebenso oft im *CSNT* (*Comita de Capathennor* usw.; BESTA-SOLMI, *Indice Prosoponomastico*, p. 212). Dies ist also die ursprüngliche Form, der gegenüber das *Gabazennar* eine späte mit schon erfolgter Erweichung der intervokal. Verschlußlaute und mit -zz- für -th- ist, so daß sie für die *gava*-Frage nicht in Betracht kommen kann.

thesen; das eine oder andere mag mehr oder weniger ansprechen, aber im Grunde läuft es doch auf ein bloßes Rätselraten hinaus. Es ist dann einigermaßen erheiternd, wenn auch Bildungen wie die modernen Flurnamen *Cortiois* und *Cagaboi* (p. 729) herangezogen werden, in denen jeder des Sardischen Kundige nichts anderes sehen kann als ein *corte 'e bois* und ein *caga-boi*, letzteres ein Scherzname für einen Rinderpferch. Ähnlich hat Battisti in seinen « *Ricostruzioni toponomastiche mediterranee* » (*Studi Sardi*, 2, p. 5-12), in dem eine Unmenge sardischer Orts- und Flurnamen, die mit *ar(r)-*, *or(r)-* beginnen, von einer angeblichen Basis **arra*, **ara*, die entweder 'monte', 'avvallamento' oder 'rivo' bedeuten sollen, auch Namen eingegriffen, wie *Arrideli*, in dem man in Wirklichkeit nur den Pflanzennamen *arrideli* = *alaternus* sehen kann; es gibt einen Hügel *Arredeli* bei Iglesias, einen *Arredeli* bei Cagliari und einen *Arredelu* bei Lanusei und auch ein Nuraghe trägt diesen Namen (Nuraghe *Arridele* bei Morgongiori, cf. *Ministero della Pubblica Istruzione, Elenco degli Edifici monumentali*, 68, Prov. di Cagliari, Roma 1922, zusammengestellt von Carlo Aru und Romaldo Loddo, p. 136, und ebenso heißt auf logudoresischem Gebiet ein Nuraghe *Aladerru* bei Pozzomaggiore, ib., 69, Prov. di Sassari, p. 144); nichts ist häufiger als die Benennungen von Örtlichkeiten nach Bäumen und Pflanzen, und viele Nuraghen haben solche Namen (nur. *Sa Pruna* bei Anela; nur. *Sa Pira* bei Pattada; nur. *Suelzu* bei Ozieri; nur. *Sa Murta* bei Nuoro; nur. *Murtas* bei Oniferi; nur. *Figu* bei Bolotana, ein anderes bei Triei; nur. *Sauccu* bei Buddusò und viele andere); sogar *Ortuabis* ist in diese angeblichen vorrömischen Namen hineingerutscht, obwohl es natürlich *ortu 'e abis* ist, wie man in Sardinien die Bienengärten nennt, d. h. den Ort, wo im Garten die Bienenstände untergebracht sind. Schon *Carta de Logu* 31 (11 v) : *si alcuna persone furarj ortu d'abis*. Der Ort *Ortuabis* liegt gerade in einer Gegend, die durch Bienenzucht bekannt ist. Gewiß, solche Entgleisungen können jedem unterlaufen, sie sind aber gewiß nicht dazu angetan, das Vertrauen in solch tiefgründige Substratforschungen zu erhöhen¹.

¹ BATTISTI betont in seinem Aufsatze des öfteren, er wolle seine Aufstellungen nur als « Arbeitshypothesen » angesehen wissen; aber welchen Sinn haben Arbeitshypothesen, die auf dem Nichts aufbauen? Die von dem Verf. angeführten sardischen Toponyma bezeichnen Flußläufe, Berge und sonstige Örtlichkeiten und lauten mit *ar(r)-*, *or(r)-* an, wobei aber oft auf das *r-* andere Konsonanten folgen, von denen wir nicht wissen können, ob sie zum Stamm gehören oder nicht; daraus eine Basis **arra*, **ara* ziehen zu wollen, die 'monte, avvallamento'-oder 'rivo' bedeuten soll, ist denn doch

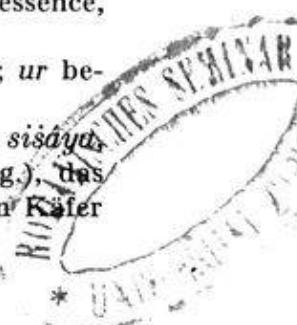
Wie Battisti in so ziemlich jedem sard. mit *ar(r)-*, *or(r)-* beginnendem ON ein angenommenes **arra* erblickt, obwohl doch im Sardischen viele Wörter mit *arr-*, *orr-*, *urr-*, *err-*, *irr-* anlauten, bei denen der Vokal nur Vorschlag vor *rr-* ist (*HLS*, §§ 74 ss.), so glaubt Alessio wieder, in allen mit *urr-* anlautenden Namen (*Urrai*, *Urrabi*, *Urraci*, *Urralidi* usw.) das bask. *ur* 'Wasser' der bask. Toponyma *Urium*, *Ura*, *Uri*, *Urhandia*, *Urola* usw. zu erkennen, über die Bertoldi, *BSLP* 32, 100 gehandelt hat; aber abgesehen davon, daß es gefährlich ist, beliebige sardische Wörter mit baskischen zu identifizieren, haben die sardischen alle *urr-*, nicht *ur*¹. Bertoldi, *ZRPh* 57, 153 hat den Namen *Urpes*, Quelle in der Nähe des Berges Arana, mit bask. *ur + pe* verglichen; hier liegt wenigstens *ur-* vor, und es handelt sich um eine Quelle. Aber es gibt auch einen Berg *Monte Urpes*. Wie nun, wenn dieses, statt ein iberisches Relikt zu sein, einfach *urpes = gurpes* 'Füchse' wäre? Gerade in Zentralsardinien ist *gurpe*, *urpe* verbreitet; cf. auch den Flurnamen *sa cinniga ulpina de Mata Gausari* im *CSMB* 1 i. Benennungen von Örtlichkeiten nach Tieren sind ebenso häufig wie solche nach Pflanzen und Brunnen; Berge wie Nuraghen werden oft nach der Umgebung benannt, so daß wir in vielen Fällen gleiche Namen für eine Gegend, einen Berg, ein Gehöft, ein Nuraghe, eine Quelle antreffen; so gibt es eine Gegend und ein Nuraghe *Sóriches* ('Mäuse') bei Orani (*CA* 207, I NO, 35), ein Nuraghe *Su Gattu* bei Ottana (*ib.* IV SO, 20), ein Nuraghe *Su Erre* ('Eber') bei Sétilo (*ib.* IV, SO, 31), ein Nuraghe *S'Abilla* bei Buddusò (*CA* 194, I SO, 49) und einen Brunnen *s'ena Acca* (vacca) bei Ottana (*CA* 204, IV SO, 4). Eine derartige Benennung 'Füchse' ist viel wahrscheinlicher als ein iberisches *ur*, noch dazu mit einem postponierten Formans.

Zweifellos gibt es sardische Wörter, die mit iberischen zusammenhängen, und *bega*, *malla*, *sakkayu*, *golosti*, *karva*, *aurri* (Wagner, *ARom.* 15, 20 ss.; Bertoldi, *ZRPh.* 57, 153), sowie *eni* 'Eibe' zu bask. *agin* (Bertoldi bei Wagner, *HLS*, p. 45) sind Beispiele, die man wohl nicht anzweifeln kann. Cf. *ghiddostru*: bask. *gillar* 'erica' (Bertoldi, *Mélanges van Ginneken*, p. 167)². Eine iberische

eine zu luftige Hypothese. Gleichungen mit lauter Unbekannten lassen sich bekanntlich nicht lösen. Ein solches Verfahren erinnert zu sehr an das der Jäger in Rabelais' Lande der Dame Quintessence, die auszogen, um den Wind mit Netzen einzufangen.

¹ Im Baskischen wird *r* und *ŕ* (*rr*) wohl unterschieden; *ur* bedeutet 'Wasser'; *urŕ* 'Haselnuß'.

² Ich möchte bei dieser Gelegenheit z. B. auf bitt., nuor, *sisáya*, log. *sesáya*, *sasáya*, *sasága* verweisen (*AIS* 472 und Leg.), das einen schwarzen, stinkenden und in den Kloaken lebenden Käfer



Einwanderung ist historisch bezeugt, die der *Balari*, die, wie man annimmt, in der Ogliastra gesessen haben, und es ist kaum ein Zufall, daß gerade in der Ogliastra *eni* der Name der Eibe ist, die sonst auf der Insel mit lateinischem Namen *tassu* heißt. Auch die Verpflanzung von iberisch-libyschen Landarbeitern ist bezeugt (Diodor, IV, 29–39; V, 15; Pausan. X, 17–19). Aber wenn ein iberischer Einschlag feststellbar ist, so würde es doch m. A. ein großer Irrtum sein, zu glauben, daß man mit Hilfe des modernen Baskischen die paläosardischen Sprachreste restlos erklären kann. Mein Glaube ist auch dadurch ins Wanken gekommen, daß verschiedene der bisher vorgeschlagenen sardisch-baskischen Gleichungen sich nicht aufrecht erhalten lassen.

Als eine der sichersten sah man die Identität des altsard. *ON Gidili* (gr. Urkunde), *Gitile* (CSNT 90 und öfter) mit dem heutigen barbaric. und vulgär-camp. *idile*, *girili* ‘luogo acquitrinoso, pozzanghera’ und die von mir vorgebrachte Verbindung desselben mit bask. *itil* ‘charco, mare’ (Azkue, I, p. 438) an (Wagner, *ARom.* 15, 227). Nachdem aber Spano, unt. *blere* auch ein camp. *bidili* ‘abbeveratoio’ verzeichnet und in Désulo der Flurname *sos Bidileddos* (Casula, *Cántigos d'Ennargentu*, p. 170) besteht, das sich als **bibit-ile* ebenso gut erklärt wie *bibidórdzu* ‘abbeveratoio’ aus **bibit-orium*, und da die übrigen Formen *idile*, -*i*; *girili* sich lautlich damit sehr wohl übereinbringen lassen (cf. *HLS*, § 377), erscheint mir heute meine ursprüngliche Annahme als trügerisch, zumal für die Bedeutung des alten *Gitil*, *Gitilitani* nicht der geringste Anhaltspunkt besteht. Von den in *ARom.* 15 angenommenen Parallelen ist auch *súrvile* ‘strega malefica’, das ich mit bask. *sorgin* ‘brujo, -a’ verbunden hatte, zu streichen, da das bask. Wort nach Schuchardt auf lat. *sort-* beruht (fr. *sorcier*), desgleichen *maskátsu* ‘Alptruck’, mit dem ich *ARom.* 15, 236 s. bask. *maskar*, *maskal* ‘débil, desmedrado, alicaido’ usw. verglichen habe, weil zentralsard. *maskare* ‘schwach werden’ bedeutet; aber das Wort begegnet auch in Korsika als *i maskačči* ‘spauracchio’ (*ALEIC* 858), in piem.

bezeichnet ‘blapo gigante’ (MARCIALIS, *Picc. Voc.* [1910], p. 29); ROLLA, FAUNA, p. 27 meinte, man müsse *sassaya* = *sax-* schreiben, was natürlich nicht angeht, da das Wort überall mit -*s*- gesprochen wird. Das Wort klingt an bask. *sits*, *sats* ‘estiércol, basura’, auch ‘polilla’ (Mendizábal, s. v.; Lhande 919) an, dazu *sisa*, *sitsa* ‘ver qui ronge les étoffes, le papier, le bois; mite, teigne’ (Lhande), und das sardische Wort mit diesem zusammenzubringen, nachdem es offenbar nicht lateinisch ist, ist verführerisch; aber wenn auch eine solche Herkunft zu erwägen ist, bringen wir sie doch nur mit dem gebotenen Vorbehalt.

maska, maške 'Hexe' (Jud, R 57, 440; AIS 814), neuprov. *masco* 'Hexe' usw. (cf. REW 5394).

Die eigenartigen Benennungen des Mohns in Zentralsardinien: *aθánda, ðrántsa*, *ðántsa*, *tsántsa* habe ich in *RLiR* 4, 24 zu südfr. *ander* 'roter Mohn', bask. *ander(a)* 'junge Frau' gestellt; Bertoldi, *ZRPh.* 57, 151, N 1 meint dem gegenüber: «non creazione del linguaggio infantile del gallo-basco *andre* 'signora' trasformata in 'signore', ma sopravvivenza frammentaria, nella Sardegna e nella Provenza, d'un elemento del sostrato afro-sardo-iberico che trova forse in ναντί 'papavero' attribuito agli Αιγύπτιοι dallo Pseudo-Dioscoride (μήκων . . . 'Ρωμαῖοι μάπαβις, Αιγύπτιοι ναντί) una vaga risonanza africana.» Immerhin ist dieses Wort als ein solches der Ägypter bezeugt, und wenn deren Sprache auch, wie man heute annimmt, trotz großer Verschiedenheit der libysch-berberischen Gruppe zuzuteilen ist, so ist die Form des Wortes mit seinem anlautenden *n-* nicht so ohne weiteres mit den sardischen Formen übereinzubringen; auch haben wir sard. *-nd-*, nicht *-nt-*.

Nicht minder rätselhaft sind die Benennungen des Pilzes in Zentralsardinien: *tuntúnnu, tuntunníu, tunniu, túnniu, antúnnu, -a, kantúnna* (*RLiR* 4, 27). Ich habe keine Etymologie aufgestellt; Bertoldi, *ZRPh.* 57, 155 versucht eine Identifizierung mit bask. *onto, ontio, onio* 'Pilz'. Die Form **tuntu*, die er in erster Linie zugrunde legt, gibt es allerdings im Sardischen überhaupt nicht. Aber auch sonst bestehen Schwierigkeiten; der Übergang *-nt- > -nn-* ist im Sardischen nicht üblich, und auch *-nd- > -nn-* kommt nur sporadisch vor (*HLS*, § 308), und dann ist erst die Frage, ob das bask. *ondo* nicht aus span. *hongo* stammt (*-nd-* und *-ng-* wechseln oft im Baskischen, cf. Uhlenbeck, *Beiträge zu einer vergleichenden Lautlehre des baskischen Dialektes*, p. 80; Schuchardt, *Baskisch und Romanisch*, p. 17 ss., der allerdings den Wandel von roman. *-ng-* > bask. *-nd-* nicht für sicher hält¹).

Also ganz sicher ist keines von diesen Beispielen. Es mag schmerzlich sein, diese schönen Gebilde der Phantasie aufzugeben zu müssen, aber eine Wissenschaft, die nicht den Drang zur Erkenntnis der Wahrheit hätte und nicht den Mut, eigene als unrichtig oder unsicher erkannte Aufstellungen zurückzuziehen,

¹ Cf. zum Übergang *-nd- > -ng-* auch BERTOLDI, *Probl. de substrat*, *BSL* 32 (1931), 123 ss. Das dort, p. 127, als vermeintlicher alter Zeuge angeführte nuor. *ghinda* 'cerise sauvage' (PENZIG, I, 383) beweist allerdings nichts. Das Wort ist campidanesisch und reicht noch ins Nuoresische hinein und bezeichnet die Weichsel (*visciola*), die in Sardinien nicht eben häufig ist. Das Wort ist zweifellos Lehnwort aus span. *guinda*.

würde diesen Namen nicht verdienen. *Amicus Plato, magis amica veritas!*

Um wieder auf das Suffix *-ai* zu sprechen zu kommen, so sagt Alessio meiner Ansicht nach mit Recht, daß es nicht ohne weiteres gesichert ist, daß das *-ai* in afrikanischen Personennamen mit dem der sardischen Orts- und Flurnamen identisch ist. Immerhin gibt es auch in Afrika ähnliche Ortsnamen; neben den von Terracini angeführten kann man z. B. *Sertei* in der Mauretania Setifensis nennen. Wenn in Afrika und Iberien nur wenige Beispiele vorkommen, während ganz Sardinien mit solchen übersät ist, so ist zu bedenken, daß die alten Ortsnamen in ersteren Ländern vielfach von neueren romanischen oder arabischen verdrängt wurden, daß dagegen Sardinien gerade in seinen Orts- und Flurnamen ein Hort alten Sprachgutes ist, so daß man mit Recht gesagt hat, daß kein anderes romanisches Gebiet eine solche Fülle von vorrömischen Namen aufweist wie eben diese lange vom Verkehr nahezu unberührte Insel.

Aber wenn wir auch in einer Reihe von sardischen Orts- und Flurbezeichnungen auf *-ai*, *-ei*, *-oi*, *-ui* Kollektivformen sehen dürfen, so ist damit wieder nicht gesagt, daß alle die zahlreichen Namen auf *-ai* usw. Kollektive sein müssen. Wir haben eine kleine, aber sichere Reihe von solchen, die von Pflanzen-, Tier- und Bodenbezeichnungen ausgehen, wobei gerade die an lateinische Stämme tretenden besonders beweisend sind; nichts spricht dagegen, auch *Serrai* und *Sassai* mit Terracini als solche anzusprechen, die sich zu *Palai*, *Nurai*, *Gonnai* gesellen. Daneben haben wir aber viele Hunderte von Namen, deren Stämme wir nicht deuten können.

Und hier liegt der Kern des Problems. Solange man viele Hunderte von Namen nicht deuten kann, ist es unmöglich, über die wirkliche Zugehörigkeit des Paläosardischen etwas Bestimmtes auszusagen. Daß es zweifellos iberische Einschläge gibt, wurde schon gesagt; auch sardisch-libysche Zusammenhänge sind nachgewiesen, und daß einzelne Stämme und Endungen, die man als mittelmeerländisch ansieht, auch in Sardinien vertreten sind, ist zuzugeben. Aber wenn man glauben sollte, damit den Schlüssel zur Deutung der Art und Stellung des Paläosardischen in der Hand zu haben, würde man sich meiner Ansicht nach einer argen Täuschung hingeben. Die überwiegende Mehrzahl der sardischen Namen ist rätselhaft. Man erkennt zwar, wie Alessio, p. 732, mit Recht sagt, gewisse Stämme, wie in *Irghiriai*, das an *Irghiritulla*, *Irgoli* anklängt; in *Lotzorai*, das an den Monte *Lotzi* erinnert, in *Orgai*, neben dem die Piani d'Orgo, das Nuraghe *Orgorù*, der Monte *Orguda* und der Ort *Orgósolo* stehen, usw. Aber wenn wir weiterkommen wollen — vorausgesetzt daß wir es können —, müssen wir die Appellative

zugrundelegen, die nicht lateinisch und auch nicht italienisch, spanisch oder katalanisch sein können und von denen es immerhin in der Sprache und ihren Dialekten noch etwa hundert gibt. Um bei *Orgósolo* zu bleiben, so bezeichnet dort *orgóṣa* (*s* = alveolares *s*) einen 'luogo umido' und es liegt nahe anzunehmen, daß der Name des Ortes mit diesem in Verbindung steht; die Bildung erinnert an *argáṣa* (Fonni) 'pecora o capra che ha perduto il figlio'; *argaṣare* 'togliere il feto alle pecore', das gewiß auch nicht lateinisch ist. So werden mit *tónneri* in der Gegend von Tonara, Aritzò, Belvì die für die dortige Zone charakteristischen Felsgebilde bezeichnet, die turmartig aufragen und durch Abwaschung der umgebenden Erdschichten entstanden sind; es gibt bei Tonara eine Gegend *Tonnai* (CA 207, III SE, 6 a), und der Name von *Tonara* selbst klingt an. Aber wer ist imstande, diese Wörter, deren Bedeutung uns bekannt ist, zu deuten? Zweifellos sind sie und viele andere Reste des Paläosardischen. Und wenn man die endlose Reihe von seltsamen Ortsnamen überblickt, mit denen die Insel von einem zum anderen Ende überdeckt ist, Namen wie *Arasulè*, *Olòmene*, *Balamune*, *Orune*, *Tadasune*, *Loddune*, *Orovidune*, *Chirisunie*, *Nererie*, *Sorovene*, *Tetténe*, *Artannule*, *Ortonnule*, *Sinnidere*, *Locurreris*, *Lepogheri*, *Sologheri*, *Lellagor*, *Ogoro*, *Tòguru*, *Nùgoro*, *Lùgula*, *Oddògoro*, *Ortiòcoro*, *Orgoségoro*, *Bitzicoro*, *Dolacòccoro*, *Solugori*, *Biritori*, *Gilispuri*, *Iddòilo*, *Orvànilo*, *Eddidili*, *Istòrilo*, *Sodduleo*, *Durgulileo*, *Tirvoche*, *Borboche*, *Oritzanna*, *Torotha*, *Orecarva*, *Unerthe*, *Tiddatzi*, um nur einige der merkwürdigsten hervorzuheben, so erkennt man wohl gewisse Ausgänge, sie sich wiederholen, gewisse Stämme, die wiederkehren, aber ich bezweifle, daß es irgendjemanden gibt, der diese Namen auch nur annähernd zu deuten vermöchte.

Die sardische Sphinx ist noch geheimnisvoller als die etruskische. Während man für das Etruskische wenigstens eine stattliche Reihe von Schriftdenkmälern und durch die kombinatorische Methode eine Anzahl von flexivischen Elementen ziemlich sicher deuten konnte, und die Aussicht, einmal eine Bilingue größeren Umfangs zu entdecken, immer besteht, hat uns das sardische Altertum kein einziges Schriftdenkmal hinterlassen, und es ist auch unwahrscheinlich, daß je eines gefunden wird.

Auch darf man sich die Sprachverhältnisse im vorrömischen Sardinien nicht einfach als unkompliziert vorstellen. Was wissen wir schließlich darüber und über die Völker- und Sprachmischungen, die sich vollzogen haben mögen? So wichtig die iberischen Reste sind, so ist es nach den bestehenden Appellativen und Ortsnamen ganz unwahrscheinlich, daß die Masse der Sarden Iberer waren; aber daß eine teilweise Sprachmischung stattgefunden hat, darf

angenommen werden. Jedenfalls muß man mit der Erklärung sardischer Wörter durch das Iberische und noch dazu das moderne Baskische vorsichtig sein und darf nicht überall Baskisches sehen wollen.

Auch hinsichtlich der Wortausgänge, der wirklichen oder vermeintlichen, ist diese Vorsicht am Platze. Man hat viel über den Ausgang *-enna* (*Ravenna*, *Tarquenna* usw.) geschrieben, und Beroldi (Κυρήνη, in *Mélanges Boisacq*, Bruxelles 1937, p. 52, N 2) glaubt ihn nach dem Vorgange Terracinis (*l. c.*, p. 143) auch in den sardischen Namen *Capath-ennor*, *Bilik-ennor* usw. zu sehen; das ist möglich, kann aber auch ein zufälliger Anklang sein, denn jedenfalls gibt es daneben auch *-ann-*, *-onn-*, *-unn-*: *Gutiànnaro* bei Orgósolo (CA 194, I SE); Nuraghe *Iskolànnaro* bei Fonni (CA 207, II SE 13); Nuraghe *Nunnànaru* bei Anela (*ib.* III NO 12); *Gonnanor*, *Gunnanor* (CSNT 295); Nuraghe *Bidinànnari* bei Ottana (CA 207, IV NO 7); Nuraghe *Drònnoro* bei Fonni (CA 207, II NO 25); Nuraghe *Lugùnnoro* bei Ollolai (CA 207, I SO 31). Wenn man aber regelmäßig dazu auch das afrikanische *Cartenna* stellt, so dürfte das kaum berechtigt sein, denn die Semitisten erklären dieses mit guten Gründen als pun. *kart-‘ena* (קַרְתָּעֵנָה) ‘urbs fontis’. Ähnlich pflegt man, wenn von dem Suffix *-essa*, *-issa* die Rede ist, auch den Namen des Königs *Massinissa* anzuführen; aber die Berberologen sehen darin *mess-ensen* ‘maître d’eux deux’ (Gust. Mercier, *La langue libyenne et la toponymie antique de l’Afrique du Nord*, in *Journal Asiatique* 1924, II, p. 219)¹,

¹ MERCIER bemerkt, daß *mess* ‘maître’ immer mit dem Possessiv gebraucht wird, so *mess is en tsiouai* ‘maître de lui des pièces de vers’ = ‘compositeur de...’. — FRANÇ. BEGUINOT, *Propositions en vue d’éditer un dictionnaire comparé des dialectes de la langue berbère*, in *Actes du Congrès de l’Institut International des langues et des civilisations africaines*, Paris 1931, p. 7 des Separatabdrucks schlägt eine andere Erklärung vor: « Vi è in berbero la radice *ens* ‘passare la notte’, che nella forma fattitiva, *sens*, acquista il significato anche di ‘dare ospitalità’, e nella forma composta di abitudine e di fattitivo alla 3^a persona, *ittséns*, indica in nefusi una persona molto buona e gentile che accoglie ospitalmente e gode di ciò. Si potrebbe forse pensare che il detto nome di *Massinissa* si riconnetta con tali voci; ma per poter accettare od escludere l’ipotesi bisognerebbe trovare un derivato della radice con formazione a prefisso *m.* » Die Erklärung MERCIERS erscheint uns ansprechender und natürlicher als die BEGUINOTS, doch haben wir darüber nicht zu befinden. Auf jeden Fall kann es aber als sicher gelten, daß der Name des Königs aus seiner Sprache stammt und daß das vermeintliche Suffix *-issa* ihm ursprünglich nicht angehört.

wobei der einheimische Name wohl von den Römern an ihre Bildungen auf *-issa* angelehnt wurde.

Gewiß tun solche gelegentliche Mißdeutungen dem allgemeinen Erklärungsprinzip keinen Abbruch, aber sie mahnen doch zur Vorsicht. Man ist allzu sehr dazu geneigt, auf Grund von Gleichklängen weitgehende Folgerungen zu ziehen. Ich kann nur P. Skok, einem bewährten Ortsnamenforscher, beistimmen, wenn er sagt (*ZONF* 14 [1938], 75): « Man operiert meist mit gewissen Wortausgängen, die man natürlich leicht entdeckt, in der Annahme, sie seien Suffixe. Jedermann, der in dieser Forschung nur eine flüchtige Erfahrung hat, weiß aber sehr wohl, daß die Erkennung und genaue Unterscheidung der Suffixe nicht nur die richtige Analyse des Wortkörpers, sondern auch die Kenntnis der betreffenden Sprache voraussetzt », und p. 81: « Ohne gehörige Kenntnis der Sprache, welcher der ON des Substrats angehören mag und ohne Kenntnis der Bedeutung des betreffenden ON ist es ratsam, auf die etymologische Spekulation zu verzichten. »

Bei einer Sprache, über die wir so gut wie nichts wissen, beim Paläosardischen, dessen uns der Bedeutung nach bekannten Appellative sogar höchst rätselhaft sind, ist diese Zurückhaltung ganz besonders angezeigt.

Rom.

Max L. Wagner.

*

ATZORI, MARIO, *Saggio sulla fonetica del dialetto di Isili*, in: *Studi Sardi*, 4, (1940), p. 107–148.

Man freut sich, endlich wieder einmal einen Sarden über seine eigene Sprache sich aussprechen zu hören. Und man freut sich darüber um so mehr, als dieser junge Sarde auch die dazu nötige Vorbereitung mitbringt.

Der Dialekt von Isili ist ein campidanesischer Vulgärdialekt, der alle die bekannten Eigentümlichkeiten der ländlichen Spielarten des Campidanesischen aufweist, aber auch einige besondere Züge hat, die ihn von den umgebenden Mundarten unterscheiden. Die wichtigsten davon wurden schon in meiner Lautlehre und in der *HLS* erwähnt: es ist das Eintreten von uvularem ř für -l- (*HLS*, § 188; Atzori, § 55), eine auch sonst im Campidano verbreitete Aussprache (cf. *HLS*); die Vorliebe für Metathesen, auch diese im Campidano sehr beliebt (Lautl., § 195; *HLS*, §§ 233 ss.; Atzori, *passim*); vor allem aber Ersatz von intervokal. -n- durch einen Kehlkopfverschluß, worüber Pellis, *BALI* 75, und nun ausführlicher Atzori, § 59. Eine ähnliche Aussprache herrscht auch im

Sárrabus (*HLS*, § 208). Atzori sagt uns nun, daß dieser «scatto di glottide» nur dann deutlich zu hören ist, wenn ein Isilese ganz langsam spricht; «nella pronunzia normale si ode un suono fauale provocato dalla corrente d'aria che passa a forza, contrastata dall'epiglottide ed esce in parte per la bocca, in parte per le fosse nasali.» Atzori hebt des weiteren (§§ 75–78) hervor, daß *j-* am Wort- und Silbenanfang *đ-* gesprochen wird: *đungiri*, *đú*, *đunku*, aber intervokalisch *i*: *appu iúntu*, *su iú*, *su iúnku*. Dieselbe Aussprache findet sich auch sonst im ländlichen Campidano und in den Zentraldialekten (*HLS*, §§ 137–138). Interessant ist sodann, daß die kontrahierten Formen, wie *fá* = *faba*; *sa ní* = *nive*, *iú* = *iugu*, *orrú* = *ruba* nur in Pausa gesprochen werden, daß man aber die vollen, nicht kontrahierten Formen *fáa*, *iúu* usw. im Satzzusammenhang gebraucht, also *fáa béllez*^a; *a žettáu nii meda*; *estunu iúu bélzu* (§§ 6, 8, 10).

Auch sonst enthält die Arbeit manche feine Beobachtung über die Aussprache und ihre Schwankungen und auch, im Texte und in den Anmerkungen zerstreut, Bemerkungen über den Wortgebrauch, die uns den Wunsch aufdrängen, der Verf. möchte doch seine Studien auf diesen noch mehr ausdehnen; ein regionales Wörterbuch eines Hauptdialekts, wenn möglich mit Berücksichtigung der näheren Umgebung, würde eine sehr wesentliche Bereicherung unserer Kenntnisse bedeuten, vor allem dann, wenn die Bedeutungsangaben und phraseologischen Beispiele genauer und erschöpfender als in den bisherigen Wörterbüchern ausfallen würden, und dazu wäre der Verf., nach den Proben in seiner Arbeit, sehr gut befähigt. Denn wenn auch der Wortschatz im großen und ganzen der uns auch sonst für das Campidano bekannte ist, nur natürlich mit lautlichen Varianten, so ist darunter doch manche Wortform, die Beachtung verdient und gelegentlich auch ein Wort, das uns bisher nicht bekannt war. So lesen wir p. 146, N 3, daß man die beiden auf dem Boden ruhenden Balken des Webstuhls in Isili *tiddus* heißt, worin der Verf., p. 136, N 3, richtig *tigillo* erkennt, ein Wort, das bisher nicht bekannt war und auch im AIS nicht vertreten ist. Meyer-Lübke gibt im *REW* 8732 als romanischen Vertreter von *tigillum* nur kalabr. *tiyillu* ‘Dachlatte’; dazu kommt nun also das sardische Wort, aber auch katal. *tigell*, *tagell* mit anderen Varianten (Krüger, *Hochpyr.*, A 2, 74 und N). Oder das interessante Wort *nóttsu* als Bezeichnung einer ‘piccola quantità di cereali data come elemosina ai poveri, i quali per consuetudine vanno a chiedere su *nóttsu* per le aie, dopo la trebbiatura, e anche la quantità di grano pattuita che il contadino deve corrispondere dopo il raccolto per i vari servizi prestatigli, p. es. dal barbiere’; der Verf. erkennt darin *negotium*, was durch die Formen

niōttsu in Nuragus und *neōttsu* in Nurallao gestützt wird. Ursprünglich bezog sich das Wort, wie der Verf. verständig bemerkt, auf die Naturallieferungen in Getreide, die der Bauer nach dem Drusch an seine Gläubiger als Bezahlung seiner Schulden abliefern mußte, und so erklärt sich die Herkunft von *negolium*, wieder ein Beispiel für die Erhaltung lateinischer Wörter in einem besonderen, mit den landwirtschaftlichen Gebräuchen zusammenhängendem Sinne (cf. das nuor. *goddeθóne* für auf dem Felde zum Trocknen aufgestellte Garbenbündel = *collectione*). Dieses Wort hat auch Spano in seinen handschriftlichen Nachträgen als *nozzu*, *nuzzu* für das Gerrei vermerkt mit der Definition ‘un poco di grano o d’orzo che si dà al ferraro nella raccolta per piccoli lavori fatti agli agricoltori’. Die Etymologie dieses Wortes würde man nicht so leicht erkannt haben, wenn nicht die Varianten *neōttsu*, *niōttsu* den Schlüssel böten; und daraus kann man ersehen, wie nützlich eben die Varianten sind.

Wenn man sich über solche bisher unbekannte Vokabeln und über die genauere Definition mancher Wörter freut, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß in diesem ersten allein bisher veröffentlichten Teile die Klarheit etwas darunter leidet, daß der Verf. nicht genügend die Entwicklung der echtsardischen Wörter und die der später hinzugekommenen Lehn- und Fremdwörter unterscheidet und auch alles mögliche in den Text einstreut, was eigentlich nicht in die Lautlehre gehört. In diesem ersten Teile geht der Verf. nicht von den lateinischen Lauten aus, sondern von denen des Dialekts, will aber in einem zweiten Teile über die «trasformazione delle vocali e consonanti latine nel dialetto» handeln. An und für sich ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß zuerst von den Lauten des Dialekts ausgegangen wird; nur hat sich der Verf. nicht streng daran gehalten, so daß der Leser und besonders der weniger Eingeweihte oft kopfscheu wird; cf. was wir später über die Regel der Behandlung von *g* im Satzzusammenhang nach Vokalen (p. 142, § 82) bemerken, wo ein mit den Verhältnissen nicht Vertrauter glauben müßte, daß ein Schwanken besteht, während in Wirklichkeit bei den echtsardischen mit *g*- anlautenden Wörtern (*genúgu*) das *g*- intervokalisch schwindet (*su enúgu*), während es bei späteren Lehnwörtern erhalten bleibt (*su ǵú̄gi*). Auch begnügt sich A. oft mit Feststellungen, ohne sie zu begründen: vortoniges *e* wird *u*, *a* wird *o*; aber warum und unter welchen Bedingungen? Wenn der Verf. schon meine *HLS* hätte benutzen können, wäre ihm seine Aufgabe erleichtert worden. Aber solche kleinen Mängel wollen wir gerne in den Kauf nehmen, nachdem uns seine Arbeit eine Menge Belehrung bringt und seine Erklärungen sehr oft scharfsinnig und überzeugend sind. Zu wünschen wäre, daß er im II. Teile etwas systema-

tischer vorgeinge, sich auf das Lautliche beschränkte und die Wörter, die er nicht oder nicht genügend erklären kann und die daher in der lautlichen Darstellung störend wirken, die wir aber gewiß nicht missen möchten, in einen lexikalischen Anhang verwiese. Dafür wäre es gerade bei einer Sonderbehandlung einer regionalen Spielart angezeigt, die normale lautliche Entwicklung durch zahlreiche Beispiele zu belegen, ohne die allgemeinlichsten und bekanntesten Wörter davon auszuschließen.

Einzelbemerkungen:

p. 112, N 1: *mèrru* in *maskru mèrru* 'montone di razza pura' stellt Atzori zu gask. *mèr*, *mèrre*, -o 'pur, sans mélange, vrai', das er bei Sim. Palay gefunden hat und das natürlich wie kat. *mer* = lat. *merus* ist; damit ist aber das -rr- des sard. Wortes nicht vereinbar. Auch im Sárrabus bedeutet nach Mitteilung Boehnes *arbéi mèrra* 'ein Schaf mit kurzer und lockiger Wolle' und *mèrru* den Hammel dieser Schafrasse. Kein Zweifel, daß das Wort dem span. *merino* 'carnero de lana fina y rizada' entspricht, das im Sardischen an das beliebte Suffix -*inu* angeglichen sein wird und dann über *mérinu* > *merru* zusammengezogen wurde, also ähnlich wie in *múrinu* > *murru* (HLS, § 31) oder in camp. *irgumárras* 'baleni a secco' gegenüber log. *bigrù marinu*.

Das Wort *mèrru* wird nach Atzori in Isili mit offenem é gesprochen; Boehne gibt es für das Sárrabus mit geschlossenem wieder; ein solches Schwanken ist gerade für Fremdwörter charakteristisch (HLS, § 15, p. 12). Cf. das p. 111, § 2 angeführte *frebóttu* 'flebotomo', das auch wir als *frabóttu* in Mógoro angetroffen haben und als *ferbóttu* in Busachi, wo außerdem das auslautende -o durch den offenen Tonvokal hervorgerufen ist, wie in anderen, HLS, § 49 erwähnten Fällen; *su frebotto* auch in Nule nach Ferraro, Canti, Nr. 332. Dagegen haben wir in Milis *flabóttu* notiert.

p. 112, § 4: für *sa orgorista* 'cresta (del gallo, ecc.)' *gurga* + *crista* anzusetzen, ist unnötig, soweit *gurga* in Betracht kommt; der Verf. wird an altit. *gorga* 'Kehle' usw. gedacht haben, aber *gurga* selbst ist im Sardischen nicht vertreten. Die sard. Grundform ist *kigirista*, camp. und log.; daneben *kugurista*, *kogorista*; Bitti, Nuoro: *kok(k)orosta*; Formen: AIS 1127. Zugrunde liegt *crista*, aber mit Einmischung eines Elements *kik*, *kok*-, *kuk*-, das ich in *kikiriki*, *kokorikò* usw., dem lautmalenden Ausdruck des Hahnengekrähs, sehen möchte und das in bask. *kikirista*, *kukurasta*, *kukurusta* usw. wiederkehrt (cf. Schuchardt, *Romanisches und Baskisches*, p. 14, der allerdings an **cocula-cucullus* denkt und damit alle möglichen roman. Wörter verbindet; im Falle 'Hahnenkamm' überzeugt mich diese Annahme nicht).

p. 112, § 5: *čerézia* 'Kirsche' wird nicht die lateinische Nebenform mit *ē* widerspiegeln, sondern ist, nach seiner Verbreitung zu schließen, it. Lehnwort: *HLS*, § 244.

ib.: *kanderóbru*, *kandelóbru* ist nicht durch log. *kandelottu* beeinflußt, wie Salvioni annahm, sondern = kat. *candelobre*, *candalobre* (*REW* 1579).

p. 115, § 9: *pópuṛa* 'cupola, cappa del camino', in Nurallao *kúpuṛa* und *stódiu* 'studio': im ersten Falle nach A. durch Vokaldissimilation *u* > *o*, in letzterem durch Einfluß der nicht stammbetonten Formen (Inf. *stodiari*) auf die stammbetonten, aber, wenigstens in diesem Falle, eher Proportionsbildung, wie camp. *istókku* = it. *stucco* (*HLS*, § 449).

p. 120, N 2: *barrókku* 'precipizio, dirupo' stellt der Verf. zu bearb. *garroc* 'roccia scoscesa', span. *berrueco* 'roca, peñasco' usw. mit Verweis auf Alessios *karra*-Artikel in *Studi Etruschi*, 9. Sonst sagt man im Campidano und im Nuorese für einen steilen Abhang, eine Schlucht *garróppu*, das weitere Verwandte in Südtalien hat (cf. Wagner, *ARom. 15*, 245 s.). Da bisher der iberische Stamm *barr-* (wie in *barranca*, *REW* 963 a) in Sardinien nicht nachgewiesen ist, erhebt sich die Frage, ob dieses isol. *barrókku* bodenständig ist oder Hispanismus (das Salmantinische hat *barrueco* 'barranco, peñascal, canchal', *berroco* 'peñasco' neben *barranco* 'dass.'; Lamano 277, 278, 285); solange keine sonstigen *barr*-Formen in Sardinien nachgewiesen sind, würde man eher geneigt sein, Entlehnung anzunehmen. Allerdings ist es lautlich auch nicht ausgeschlossen, daß es nur eine phonetische Variante von *garróppu* ist. Die Frage läßt sich einstweilen nicht entscheiden.

p. 121, § 19: *battasàrru* 'persona spregevole, poco simpatica per il suo comportamento' (parola udita dai vecchi) verbindet der Verf. in der Anmerkung mit gask. und bask. *batsarra* 'tumulto'; *batsarre*, *batsarrou* 'personne bruyante, querelleuse, tapageuse' (Sim. Palay) und betrachtet es als einen Fall von Epenthese. Aber das gask. Wort stammt aus dem Baskischen (*REW* 998) und ist im Spanischen nicht vertreten; wie sollte es also nach Sardinien gelangt sein? Offenbar ist das Wort weiter nichts als *Baltassárru* 'Balthasar' mit der üblichen Kontaktassimilation *ll* > *rt* > *tt* (*HLS*, § 316); der Grund der Anwendung des Eigennamens auf eine widerwärtige Person ergibt sich aus der Bibel, wo König Balthasar (Belsazar) als eine hochmütige Person, die Jehova Hohn spricht, dargestellt wird.

p. 121, § 21: Das hier als Beispiel für Vokalassimilation genannte *píbaradóriu* 'abbeveratoio' (come toponimo), camp. auch sonst *biberadoriu*, *biperadoriu* (Porru) ist ein Fall von weitgehender Umgestaltung von fremden Wörtern, denn es entspricht natürlich dem

it. Wort, vermischt mit dem einheimischen *bí(b)iri*, vielleicht auch mit *píbara* 'vipera'. Im Log. wird noch *bidórdzu* (CSMB 110: *biidoriu*) gebraucht, das der sardische Fortsetzer von **bibitorium* ist.

p. 123, § 30: *pirárdu* 'palato', in Escola *parárdu*, in Nurallao *paráu* will der Verf. als *palatu-aridu* erklären im Hinblick auf *pirárda* 'pera secca' (worüber HLS, § 28). Eine solche regionale Sonderbildung ist wenig wahrscheinlich, auch begrifflich nicht einleuchtend. Da neben *paláu* im Campidano da und dort auch *paladári* = span. *paladar* gesagt wird (noch in Fonni: *palári*, aus *paladari* zusammengezogen; in Escalaplano *su balláriju*, ebenfalls mit d-Fall), ist es wahrscheinlicher, daß *parárdu* eine Verschränkung von *paláu* und *paladári* darstellt.

p. 124, § 33: Die hier aufgeführten, auf -i ausgehenden, Wörter sind verschieden zu beurteilen. In *činkwi* sieht der Verf. lat. *quinqüe*; aber dieses ist gewiß Nachahmung von it. *cinque*, ebenso wie das sonstige camp. *činku* durch span. *cinco* beeinflußt sein wird; die alte Form *kimbi* finden wir in der oristanesischen Mischzone; die geschichtlichen und sprachgeographischen Verhältnisse, über die ausführlich HLS, § 218, begründen diese Annahme. *binnènni*, das neben *binnènna* gebraucht wird, ist mit den HLS, § 394 besprochenen Fällen (*succí* neben *succú* usw.) zusammenzubringen, die auf falscher Abtrennung im Satzzusammenhang beruhen. *Allèni* 'Elena', sonst camp. *Alèni*; schon in den Carte volg. an zahlreichen Stellen *Aleni* und in der gr. Urkunde 4 Ελένη (das Guarnerio, Str 4, 202 als 'notevole', aber ohne Erklärung bringt), nuor. *Elène* (Ferraro, Canti, Nr. 82; Bellorini, *Canti amor. nuor.*, p. 64, N 10, Nr. 389 und 647), geht zweifellos, wie andere Vornamen, auf die griechische Form zurück (cf. dar. Wagner, *Neugriech.-byz. Jahrb. 1*, p. 164). *pressóni* 'persona', so oder *pessoni* auch sonst im Camp., *pessone* im Log. (HLS, § 276), schon in den Stat. Sass. stets *persone* und so auch immer bei Araolla, in den CV XI, 3: *personi* ist, wie man sieht, alt; schon Hofmann und dann später Subak sahen darin einen Einfluß von *isse*, *cusse* usw. (daher auch *niune*, *nešune*), und auch Bartoli, *Un po' di sardo*, p. 149, stimmt dem bei, während Salvioni, Str 6, 38 und RIL 42, 840 die Formen mit dem in Süditalien vorkommenden *persone* gleichsetzen wollte; da aber, wie er selbst, *l. c.*, auseinandersetzt, der Sg. *la persone* aus dem Pl. *persuni*, gewissermaßen 'i personi' (nach *uomini*) entstanden ist (nach der Analogie von *le canzoni* — *la canzone*) sieht man nicht ein, wie dieselbe Erklärung für Sardinien gelten könnte, wo es doch keine -oni-Plurale gibt. Also ist die erste Erklärung wohl die richtigere.

p. 125, § 34: *marostíari* 'molestare', anche nel senso di 'mole-

stare recando danno' neben *mōrestari*; das *i* sieht der Verf. als eingeschoben an; in der Anmerkung meint er: « Da una forma metatetica di *molestia*, **mērostia*, **mārostia*, da cui *mārostiari*; oppure da una contaminazione di *molestia* + *are* + *malu?* » Spano, *Agg.*, hat für Fonni ein Subst. *malostiu* 'incomodo, imbarazzo'. Natürlich ist die Bildung von *molestia* aus, das als Italianismus gebraucht wird, denkbar, auch wenn kein **mārostia* daneben besteht; immerhin ist die Bildung merkwürdig, da doch gewöhnlich *molestai*, isol. *mōrestari* gesagt wird; da Atzori ausdrücklich sagt, daß das Wort besonders 'molestare recando danno' bedeutet, frage ich mich, ob es nicht auf Verschränkung von *molestare* und span. *hostigar*, das ja auch 'acosar, molestar' bedeutet, beruht. « Invece *i* cade in *pròpri* 'piovere', camp. *pròiri* » sagt der Verf.; hier handelt es sich genau genommen nicht um einen Ausfall des *i*, sondern um Vokalkontraktion wie in *lóri* aus *lēri*, *lāri* usw. (*HLS*, § 64).

p. 129, § 44: *mugéddus* 'fratelli gemelli', non perchè nati insieme (in questo senso *fradiz e róba*), ma 'gemelli d'animo' ist eine interessante Form, die Atzori als metathetische auffaßt; also aus **geméddu*; auffallend ist dabei nur die Erhaltung des *g*-, da sonst *ge-*, *gi* : *ȝe-*, *ȝi-* wird; man muß also annehmen, daß die Metathese alt ist und auf eine Zeit zurückgeht, wo auch im Camp. das anlautende *ge-*, *gi-* noch als Verschluß gesprochen wurde, wie noch heute in den Zentraldialektken (*HLS*, § 128); dann wäre es ein Rest dieser alten Lautung, der von der späteren Toskanisierung nicht erfaßt wurde, ähnlich wie bei *ȝettai* (*HLS*, l. c.). Atzori meint, das von Campus, *AStSa* 7, 164 aus seiner Heimat Osilo angeführte *meddiles* sei auch als metathetische Form über **meghéddiles* anzusehen, wie Campus meinte und wie ich, SSW 14 bezweifelt habe. Meine Zweifel beruhten darauf, daß sonst log. *améddigas* gesagt wird und daß ich in S. Lussurgiu *sol méddiges* gehört hatte, und da erstere Form sich ganz regelmäßig aus *gemell-* erklärt, d. h. der Schwund des *g*- derselbe ist wie in *énneru*, für und neben *bénneru*, *ȝénneru*, nahm ich an, daß auch das osil. *meddiles* aus einem *gemell-* entstanden ist. Ich weiß nicht, ob die in Isili vorkommende metathetische Form es, wie Atzori meint, erfordert, auch für die osil. ein **meghéddiles* anzusetzen, das natürlich mit Fall des *-g*- zu *méddiles* führen kann. Die übrigen log. Formen, die keine Umstellung zeigen, machen das für mich nach wie vor fraglich.

p. 130, § 47: Für *u*- Einschub vermerkt der Verf. *ayèna* 'avena' und *ayèra* 'edera'. Die Wörter für 'Hafer' zeigen fast überall Formen mit erhaltenem *-v-* (*AIS* 1449), d. h. es liegt das it. Wort vor, neben dem da oder dort auch *āna*, *ōna* vorkommt. In Perdas de Fogu und Escalaplano sagt man *aywéna*, wo also auch ein *u* durch

den Labialeinfluß ausgelöst wurde. Der Efeu heißt im Campidano im allgemeinen *sa éra*, aber man sagt auch *sa éra béra*, und daraus wird *ayéra* in Isili entstanden sein, ebenso wie der AIS 619 für Villacidro vermerkte *mebéra*. Eine Hiatustilgung durch *u*, die A. annimmt, ist weniger wahrscheinlich, da sie im Camp. nicht üblich ist.

p. 131, § 51: In *kwátturu*, das auch sonst nordcamp. gegenüber dem cagl. und südcamp. *kwáttru* ist, ist das *u* nicht epenthetisch wie der Verf. meint, sondern setzt das *bátturu* der oristanesischen Mischzone und log. *báttoro* fort, die auf *quattuor* beruhen, während die südcamp. Form dem it. nachgemacht ist (HLS, p. 58, N; § 218).

p. 133, § 57: als metathetischen Fall bringt A.: *marándura* gegenüber sonstigem camp. *marándula*, das Porru so definiert: 'unfladura chi lassat in su cutis su spizzulu de su muschittu, sinzu e similis, coccuolu'. Atzori gibt für Isili als Bedeutung 'enfiore prodotto da puntura di insetto o da un colpo' auch die 'ghiandola sottomasellare' an. Das legt die Vermutung nahe, daß das Wort ein Fortsetzer von *malándra* ist, das im Nuores. für 'Druckwunde der Pferde' verwendet wird (LLS 97), wo die lateinischen Belege für *malandria* verzeichnet werden, darunter CGIL 5, 507, 8: *malandria; uulnera cervicis*. Wenn das Wort, wie es wahrscheinlich ist, zu diesem *malandr(i)a* gehört, so würde die cagl. und sonst camp. Form die umgestellte und die von Isili die ursprüngliche sein.

p. 135, § 62: *fogiğju* 'maldicenza', *fogiğéri* 'calunniatore' erwähnt A. unter den Beispielen für *-c-* > *-g-* und leitet es von *focus* ab mit Berufung auf *fožiléra* 'pettegola', d.h. wer am *fožili*, am Herdfeuer, schwatzt. Aber bei den obigen Wörtern handelt es sich sichtlich um ein anderes Bild; im Log. bedeutet *fogidzare* 'appicare fuoco', das wohl dem katal. *foguejar* 'aplicar el ferro roent a la part malalta del cos; marcar amb ferro vermell els animals' entspricht, also eigentlich 'Brandmarken' im eigentlichen und übertragenen Sinne. Übrigens vergleicht auch A. *abbružari* in den beiden Bedeutungen 'bruciare' und 'calunniare'. Für Cagliari hat Raffa Garzia: *fogiğju* in der Bedeutung 'magia' (*ti vazz'unu vogiğju* 'ti faccio una magia'), wobei nicht ersichtlich ist, ob es sich um eine besondere Art von Zauber (Feuerzauber?) handelt, oder ob das Wort sich irgendwie aus der von 'maldicenza, calunnia' ableitet.

p. 135, § 63: als ein Beispiel für *c'l* gibt A. isil. *mrúgu* 'mutilo, monco' = *mutilus, muc'lu*. In dieser Bedeutung war das Wort bisher nicht bekannt. Da die Bedeutung die Herkunft von *mutilus* außer Frage stellt, kann man sich fragen, ob nuor. *múkru*; log. *múgru, myu*; camp. *múrgu* 'sterpo, pezzo di tronco tagliato' nicht auch dieses *mutilus* ist, eher als *mutulus* (ASTNSP 135, 104; REW 5797). Daß man einen Baumstumpf als etwas Stumpfes, Verstüm-

meltes bezeichnet, ist natürlicher als der Zusammenhang mit *mutūlus* 'Kragstein, Sparrenkopf'. Die Bedeutung 'verstümmelt, stumpf' liegt wohl auch dem Namen des Nuraghe *Mucru* bei Mamoia (Carta Archeol. 207, I SO 27) zugrunde. Daß *muyu* 'sterpo', wie in dem posthumen Artikel von Salvioni, *ID 15* (1939), 30 angenommen wird, 'certo' corrispondente log. del corso *mucchio* 'cisto' ist, trifft auf keinen Fall zu, da dieses Wort für die Zistrose, dem das sard. *murdégu* entspricht, ein ganz anderes Wort ist (cf. Bertoldi, Nomina Tusca, in *Studi Etr.* 10, p. 20 des S.-A.).

p. 135, § 63: *agrugari* 'girare, passare e ripassare per un luogo' (*ddaz agrugas kussa biaz*^a! 'le frequenti quelle strade!') glaubt der Verf. mit *ad-ruga-are* erklären zu können, «ma con *gr* > *dr*, invece di *rr*, per assimilazione alla velare spirante?»; aber eben das geht nicht an; das Wort lautet log. *ruyare*, *ruğare* 'traversare, passare per, girare', nuor. *agrukare* («*Mariane che agrukat*» — volpe che gira: *RTP* I, 821); alog. *ruclare* (Meyer-Lübke, *Altlog.*, p. 30); *CSNT* 281: *ave sa via ki agrucat de Donnicaia et benit ass'ariola*. Schon M.-L. sah darin *rotulare*, worauf die Laute und die Entwicklung zum heutigen *ruyare* deuten, aber früh beeinflußt von *cruce* (ein einfaches **cruclare*, **cruclare*, von *crux* anzusetzen, wie es Campus, Fon. 19, will, läßt sich nicht rechtfertigen).

p. 137, N 2: hier wird *isil. sagrúma* 'schiuma', *igrumari* 'schiumentare' erwähnt, dessen *g* nicht falle, wie etwa in *sa ruži* = *cruce*, da es ein jüngeres Wort sei; der Verf. setzt es dem it. *gruma* gleich, das aber 'gromma, tartaro' bedeutet und auch im Sardischen gebraucht wird. Der Bedeutungsübergang zu 'Schaum' ist nicht verständlich. Da man für 'Schaum' sonst überall (*i*)*spúma* und meist mit eingeschobenem *r* (*HLS*, § 403) (*i*)*sprúma* sagt (cf. *AIS* 13477), glaube ich nicht, daß man das *isil.* Wort davon trennen kann; es wird sich vom Verb aus über **isbrumari* mit der oft eintretenden Sonorisierung (*HLS*, § 343) zu *isgrumari*, *igrumari* entwickelt haben; daraus das Substantiv, *isg-* > *igg-* mit Kontaktassimilation (*HLS*, § 330) kommt vor, und die Gruppe *-sg-* kann auch zu *-g-* führen; so camp. *digrátsja* (*HLS*, § 330), das eben in Isili *digrátsja* gesprochen wird (Atzori, § 63).

p. 138, § 70 lautet: «Un tempo il fenoma *kui* doveva dare *ki*, secondo quanto appare dalle seguenti parole usate dagli anziani: *ákiri* 'aquila', log. *áibile*; *trankillu* 'tranquillo'; e più diffuso *konkistari* 'conquistare'.» Aber letztere beiden Wörter sind Hispanismen, ebenso wie die heute häufigeren *trankwillu*, *konkwistare* Italianismen sind. Ursprünglich wurde im Log. wie im Camp. -*kwa-*, *kwi-*: -*ba-*, *b(b)i*; für das Camp. sind heute noch *abridda* und *silibba* Beispiele für die alte Lautung (*HLS*, § 218); *ákkili* ist aus dem alten *ábbili* in Anlehnung an das it. *aquila* entstanden (*HLS*, § 219).

p. 138, § 72: *terr arética* 'terra incolta' haben wir auch in Sant' Antico angetroffen als *lógu arétiku* 'un campo abbandonato, sfornito di alberi'; es ist eine merkwürdige bildliche Anwendung des Wortes *arétiku* 'Ketzer, ketz:haft' = it. *eretico*.

p. 140, § 81: *án̄gu* 'bastonatura' (*ita an̄gu dd anti au!* 'che bastonatura gl' hanno dato!'), Nurallao *ban̄gai* 'bastonare', von *ba(l)neu*, wie das Fehlen der Elision beweise. Gewiß, aber doch nicht direkt aus dem Lateinischen, wie das *REW* 916 angibt, sondern, wie es die Bedeutung nahelegt, aus it. *bagno (penale)*.

p. 142, § 82: es wird gesagt, daß sich *g* im Satzzusammenhang nach Vokal erhalte: *međa ġeniozu*; *est un ómini ġermendozu* (socievole, garbato), *ti zeu ġermanu* 'ti sono cugino', *su ġuđi* 'il giudice', 'oppure molto spesso si omette: *su enugu*, *su énnuru*', usw. Die Regel für echtsardische Wörter ist das letztere; bei den ersten handelt es sich um Fremdwörter (it. *ingegnoso*; kat. *germendat, germá, jutje*).

p. 145, § 89: Für *frauřažu* 'bugiardo', setzt A. ein **flabulariu* an, wie er schon p. 131 für *frárua* neben *fráuřa* 'bugia' ein */(l)aba angesetzt hatte; aber nichts berechtigt dazu, für eine lokale Form gegenüber den anderen einen eigenen Typus anzunehmen. Karte 712 des *AIS* zeigt, daß in ganz Sardinien ein Typus *fabularius*: nuor. *favulárđu*, log. *faulárdzu*, camp. *faulárđu* herrscht; wie in anderen Fällen ist in manchen Varianten das *r* umgesprungen und vorweg genommen worden; die Karte hat *frauřažu* auch in Villacidro und Mógoro; *fraulóšu* in Láconi. Das Umgekehrte, dissimilatorischer Schwund des *r* ist in solchen Fällen allerdings häufiger (*HLS*, § 409); aber das eine ist ein Gegenstück des anderen. Diesen Fall haben wir in *bažu* neben *bražu*, das A. gleich darauf anführt « per indicare il color cenere degli animali (uccelli, buoi) », so *bói b(r)ažu*, = *variu*; A. zitiert das *corroga braxa* 'cornacchia cenerina' bei Porru; eine Finkenart heißt camp. *passariárđa* (*passariarža*: *AIS* 489, Mógoro). Mit *frauřažu* ist *treřažu* = *telariu* zu vergleichen (*ib.*); in Terralba: *trawážu*, in Villacidro und Mógoro: *trowážu* (*AIS* 1512).

Die Fortsetzung der Arbeit ist in dem inzwischen herausgekommenen Band V (1941) der *Studi Sardi* nicht erschienen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die gut begonnene Arbeit Torsos bliebe. Wir würden im Gegenteil von dem befähigten Verfasser noch anderes erwarten, vor allem eine Darstellung der syntaktischen Verhältnisse der Mundart und, wenn nicht ein vollständiges Wörterbuch, so doch eine Sammlung der interessantesten Wörter des Dialekts.

Rom.

Max L. Wagner.

*

POGGI, JOLE, *Appellativi sardi della forfecchia*, in: *Atti della R. Accademia d'Italia*. Rendiconti della classe di scienze morali e storiche, Ser. VII, Vol. III (Roma 1942), p. 239-252.

Die Verf. schöpft ihr Material aus der Karte 468 des *AIS*, aus Garbini und Merlos Arbeit über *Forficula auricularia* und aus dem Fragebuch des italienischen Sprachatlas, dessen Ergebnisse ihr Ugo Pellis für *Forficula* überlassen hat. Auf diese Weise hat sie ein wohl so ziemlich erschöpfendes Material zusammenbekommen, das sich zum größten Teile von selbst erklärt. Denn man kann nicht behaupten, daß die Benennungen für das in Frage kommende Tierchen in Sardinien große Probleme aufwerfen. Die verbreitetsten Typen sind Ableitungen von *forbice* und *furcilla*, die ja auch sonst weitverbreitet sind; dazu kommt im Süden *kugúrra*, das auch im Innern vielfach als *kukkúrra* begegnet und in Siniscola den letzten Vertreter nach Norden zu aufweist; doch wird gewöhnlich ein Zusatz gemacht: *kugúrra vurkažada* oder *vručiddada*. Denn *kugúrra* bedeutet eigentlich 'Raupe' und wurde dann vielfach auf den Ohrwurm übertragen; *kugúrra* in letzterer Anwendung würde also, wie schon Schuchardt, *ZRPh. 34*, 212 s. sagte, « ein abgekürzter Ausdruck » sein. Salvioni, *RILD 42*, 692 hatte in *kugúrra* ein *curri-curri* gesehen, aber, wie ich in *ARom. 19*, 6 zu *REW 2415* gezeigt habe, hat Salvioni nicht beachtet, daß das von Marcialis verzeichnete *curricurri* nicht den Ohrwurm bezeichnet, sondern eine Art Tausendfüßler, den « *Litobio fortificato* » (und nicht « *forficato* », wie Salvioni angibt), für den die Bezeichnung auch gut paßt; *kugúrra* ist aber die Raupe und wird dann erst auch auf den Ohrwurm angewendet; Jole Poggi trägt dem auch Rechnung, kann sich aber doch nicht ganz von dem *curricurri* trennen und meint schließlich, das Wort sei aus einer Kreuzung von *cochlea* und diesem entstanden. Eine Fortsetzung von *cochlea* sah Schuchardt, *l.c.*, in unserem Wort; er meint, eine Raupe konnte wohl mit einer Nachtschnecke verglichen werden. Ich muß gestehen, daß ich davon nicht so ganz überzeugt bin; *cochlea* ergab im Sardischen ganz regelmäßig *króga*, *góga* als Bezeichnung der Schnecke; die Form *kugúrra* weicht davon lautlich doch stark ab, und man sieht auch nicht den Grund einer Ableitung auf *-urra* ein, das im Sardischen keineswegs ein geläufiges Suffix ist, sondern nur in wenigen und keinen lateinischen Eindruck machenden Bildungen vorliegt. *kugúrra* bedeutet auch 'cappio, nodo', 'Kinke', und in dieser Bedeutung stellt es Schuchardt zu it. *cocca*, span.-port. *coca*, span. *oqueruela*, cremon. *couccarola*, bol. *cucarola*, usw., und meint, dazu gehöre auch log. *groccu* (Margh.), *crogoine* 'Schleife, Knoten'; aber diesem *grókku* entspricht in den Zentralmundarten *króppu* in gleicher Bedeutung 'cappio, laccio, nodo', log. *króbu*, *lóbu*,

nordlog. *góbu*, das zweifellos auf *copulum*- **clopum* (REW 2211) zurückgeht; die sporadisch vorkommende Form *grókku* wird sich mit *krókku* 'crocco, gancio' gekreuzt haben.

Unsere Verf. stellt es ganz sicher hin, daß *kugúrra* aus dem Campidanesischen nach Norden gewandert ist; aber wenn die Form der Zentraldialekte *kukkúrra* auch eine Anpassung an die örtliche Phonetik sein könnte, so steht allen den vorgetragenen Ableitungen von *cochlea*, *curricurri* usw. die Tatsache entgegen, daß das Wort als Personenname schon in den alten Denkmälern vorkommt; Orzoco *Cucurra* (CSMB 104); Furadu *Cugurra* (CSMB 137); Melleos *Cugurra* (CSMB 115). Ich möchte daher der Ansicht sein, daß das Wort ein vorrömisches ist, worauf auch schon der Ausgang schließen läßt, dem später das lat. *eruca* Konkurrenz gemacht hat, ohne es ganz verdrängt zu haben. Daß es gerade im Campidano das übliche Wort für 'Raupe' geblieben ist, spricht keineswegs dagegen, denn auch im Campidanesischen haben sich Archaismen erhalten, und das Vorkommen in den Zentraldialekten in der Form *kukkúrra*, die mit der älteren Form des altsardischen CSMB übereinstimmt, ist noch ein weiteres Argument dafür. Ob unter diesen Umständen *kugúrra* im Sinne von 'cappio, nodo' wirklich mit Schuchardt zu it. *cocca* usw. zu ziehen ist, kann trotz der ähnlichen Bedeutung und des lautlichen Anklangs auch fraglich sein; man sagt *faisì a kkugúrra* und *akkugurrai* im Sinne von 'aggrovigliarsi', und man könnte sich wohl denken, daß hier ein Bild vorliegt, das darauf beruhen kann, daß die Raupen sich ineinander verschlingen und einen Knäuel bilden.

Solche Gedankengänge liegen der Verf. ferne, die sich damit begnügt, die irgendwo vorgebrachten Etymologien wiederzugeben und höchstens irgendwelche dienliche Kreuzungen anzunehmen.

Ein Beispiel für ihre Art, zu etymologisieren, ist *meraulidda*, das sowohl im AIS wie im AIL für Fonni als Name des Ohrwurms angegeben ist; sie hat durch Nachfrage bei Leuten aus Fonni erfahren, daß man dort auch *melaurreda* sagt und daß beide Formen dort gebraucht werden; in der Tat ist nichts häufiger, als daß metathetische neben nicht metathetischen nebeneinander vorkommen, ohne daß den Sprechenden das überhaupt bewußt wird. Für Poggi ist das Wort ein *mer(me)-a-urhidda-vermis-furcilla* mit f-Fall, «donde *merauridda*, e per dissimilazione, *meraulidda* o *melaurreda*». Wie sie sich das Verschwinden der letzten Silbe von *merme* erklärt, sagt sie nicht. Ein vollkommenes Verschwinden eines stammhaften Konsonanten würde aber ein so ungewöhnlicher Vorgang sein, daß er schon eine eingehende Begründung verlangen würde. Sie selbst bringt kurz vorher die ebenfalls in beiden Atlanten für Baunei vertretene Form *malavurčidda*, die ja eindeutig ist und auch von

ihr als *mala* erkannt wird. Daß das *melauridda*, *meraulidda* von Fonni auf dieselbe Weise zu deuten ist, liegt auf der Hand, wozu noch zu sagen ist, daß man sich eigentlich nach fönnesischer Phonetik *ur'idda* erwarten würde; aber ein solches Aufgehen des Kehlkopfverschlusses kommt in Fonni tatsächlich vor und ist die Regel in der Verbindung *lc* (*dulle* = *dulce*; *salle* = *falce* usw., *HLS*, § 294), so daß die Entwicklung wohl über **ul'idda* gegangen sein wird. Vortoniges *e* für *a* und Wechsel von *l* und *r* sind häufige Erscheinungen.

Eine weitere isolierte Form ist *soloiga* in Belvì nach dem *AIL*. Nach der Verf. handelt es sich um eine Übertragung des Namens von anderen Tierchen wie der Migale, einer Spinnenart (*suiga*) oder des Blapo gigante, der nach Marcialis, *Picc. Voc.*, p. 32 *sulafigu*, also gewissermaßen « mangia-fico » genannt wird. « Inoltre compaiono le seguenti denominazioni: *zorroigu*, dato dal Cabras (*Diz. zool.*, p. 20), dallo Spano e dal Martelli, nel campidanese, come 'ascaride', 'verme dell'intestino'; nel Marcialis (*Sag. Cat.*, p. 250) *zorroigus* e (*Picc. Voc.*, p. 36) *zorroiga* a Sulcis (richtiger wäre 'nel Sulcis', da dies eine Gegend, kein Ort ist) è il lombrico; nell' *AIS*, c. 457 'lombrico' (Escalaplano) *tsorroiigu*. » Sie fährt fort: « Credo che per spiegare il nome del nostro insetto si debba partire da questi ultimi termini piuttosto che dal nome del ragno e del Blapo, per il loro significato generico di 'verme' estesosi alla forfecchia. Si potrebbe anche formulare l'ipotesi che i nomi del lombrico e dell'ascaride abbiano contribuito alla trasformazione e alterazione di un anteriore nome composto sul tipo 'orecchio', e precisamente *sor(de)-de-origa* > *soroiga* > *soloiga*. »

Gegen letztere Annahme muß man denselben Einwand erheben, wie bei *meraulidda* aus einem angeblichen *merme* + *furcilla*. Was ist aus dem stammhaften *d* von *sorde* geworden? Es geht denn doch nicht an, so mit den Lauten umzuspringen und nicht einmal den Versuch zu machen, so ungewöhnliche Vorgänge zu begründen. Aber zu alledem bedeutet *sorde* nicht ohne weiteres 'Wurm'; es bedeutet vielmehr 'sudiciume, untume', besonders auch 'Ohrschmalz' entsprechend der lateinischen Bedeutung, dann wird es allerdings auch für die Würmerkrankheit der Pferde angewendet. Und was die sonstigen Ausführungen der Verf. anlangt, so kann ich ihnen ebensowenig beistimmen. Eine Verbindung mit *tsorroiigu* 'Eingeweidewurm, Regenwurm' ist nicht nur begrifflich schwierig, sondern stößt sich auch an dem -rr-, worüber unsere Verf. wieder kein Wort verliert; auch stehen daneben andere Formen *tserrigu* 'verme che si mette nella carne' (Fonni), *tsarriga* (Oristano) 'larva della mosca vomitoria, cacchioni, marmeggia' (Marcialis, *Picc. Voc.*, 1910, p. 35), *zerria* (Gavoi) 'dass.'; *tsirriga*, camp. 'dass.';

tserringoni, *tsirr-*, camp. 'lombrico marino' (Marcialis, *Picc. Voc.*, 1914, p. 21). Alle diese Wörter haben *-rr*; allerdings kommen daneben auch Formen mit *-l-* und *-r-*, aber nur für den Regenwurm, nicht für den Eingeweidewurm vor: *θurunkróne* (Bitti), *θulungróne* (Dorgali), *tiling(r)one*, log., *tsir(r)ingoni*, camp. u. ähnl. Und diese muß man wieder mit dem *EN Thurungone* des *CSP* 135 verbinden.

Daß *soloiga* mit diesen Wörtern irgend etwas zu tun hat, ist nicht wahrscheinlich; ich wüßte auch nicht, wie man eine Spinne mit einem Eingeweide- oder Regenwurm vergleichen könnte. Daß gelegentlich Verwechslungen, besonders bei kleinern Tieren vorkommen können, ist zuzugeben, aber von dieser Annahme wird, wie mir scheint, ein zu großer Gebrauch gemacht. Irgendeine Ähnlichkeit oder ein Anhaltspunkt muß doch schließlich bei solchen Verwechslungen vorliegen und erkenntlich sein. Daß nun in Belvi und sonst nirgends eine Übertragung von der Migale auf den Ohrwurm stattgefunden hat, ist schon an sich recht seltsam, und man möchte glauben, daß der Auskunftgeber sich geirrt hat. Jeder, der selbst Atlasaufnahmen gemacht hat, weiß, daß solche fehlerhafte Angaben leicht unterlaufen, und da man im Augenblick der Aufnahme nicht alle Probleme gegenwärtig hat und auch den Auskunftgeber nicht beeinflussen soll, ist dagegen nicht ganz aufzukommen. Auch auf der Karte 485 des *AIS* ist für Villacidro *suiga* als allgemeiner Name für 'Spinne' verzeichnet, weil der Auskunftgeber diesen Ausdruck dafür gebraucht hat, während er sonst nirgends gegeben wurde und *suiga* überall die giftige Migale bezeichnet; es wird in Villacidro nicht anders sein, und auch dort ist das übliche Wort für Spinne im allgemeinen gewiß *arrançólu*; aber eine solche Verallgemeinerung durch den Informanten begreift man leicht, da es sich schließlich um eine Spinnenart handelt. Aber ob *soloiga* in Belvi wirklich den Ohrwurm bedeutet, müßte erst überprüft werden.

Jedenfalls ist *soloiga* und im Campidano *suiga* (mit Aufgehen des *-l-* in den ländlichen Mundarten) die allgemein übliche Bezeichnung für die giftige Migale, die schon im Altertum gefürchtete und besonders für Sardinien bezeugte *solifuga* oder *solipuga*, worüber mein Artikel «Sardische Fortsetzer von *solipuga*, *solifuga*» in *ZRPh.* 42 (1942), 77–80 handelt. Bedeutung und Überlieferung stimmen so genau überein, daß man kaum bezweifeln kann, daß das heutige *soloiga*, *suiga* eine volksetymologisch entstellte Form des Grundworts darstellen, das selbst eine solche Entstellung ist und wahrscheinlich als vorrömisch angesprochen werden muß. Das *sulafigu* für den Blapo gigante, eine Art übelriechenden Mistkäfer, hat aber mit *soloiga* und *tsorroiga* nichts zu tun. Auch die Annahme, daß in dem Ausgang *-oiga* sich *origa* verberge (*sorde-*

de-origa), kann man nicht gelten lassen; das -r- könnte sich nicht verflüchtigen; vor allem paßt aber eine solche Annahme nicht für die Migale, was doch die ursprüngliche Bedeutung ist.

Für den Ohrwurm kommen allerdings an zwei Orten Benennungen vor, die an *origa* anknüpfen, nämlich *bobboriga* in Láconi (*AIS* 955) und *kugúrr'i origa* in Guasila (*AIL*); solche Bezeichnungen, die an den volkstümlichen Glauben anschließen, daß der 'Ohrwurm' gerne in die Ohren kriecht, sind aber in Italien, wie die Verf. sagt, selten. In Sardinien wird aber das Tierchen oft als *ispérra-govátsa* u. ähnl. bezeichnet, d. h. 'squarcia-focaccia' und daraus wurde dann in Umdeutung *spérra-gúnnus*, *spérra-gúlu* usw.

Diese und ähnliche Bezeichnungen, die leicht zu erkennen sind, hat die Verf. richtig gedeutet. Aber wo es sich um irgendein schwierigeres Problem handelt, versagt sie vollkommen und begnügt sich mit dem Wiederholen vorgebrachter Vermutungen, ohne ihnen kritisch nachzugehen, oder mit der Annahme von irgendwelchen Kreuzungen, mögen sie auch lautlich und begrifflich auf noch so schwachen Beinen stehen.

Rom.

Max L. Wagner.

*

Alfonso el Sabio, Libros de acedrex, dados e tablas, Das Schachzabelbuch König Alfons des Weisen. Herausgegeben und übersetzt von ARNALD STEIGER. RH 10. Erlenbach b. Zürich, Rentsch Verlag; Paris, Librairie E. Droz, 1941.

A pesar de los trabajos de F. Janer (1874, descripción del códice único) y de J. B. Sánchez Pérez (1929, comentario de las jugadas de ajedrez), el *Libro de los Juegos* era la obra de Alfonso X más desconocida e inaccesible. La espléndida reproducción fotográfica del códice escurialense hecha en Leipzig, K. W. Hiersemann 1913, prologada por J. G. White, sobre ser de un coste excesivo, no puede ser leída sino por el paleógrafo. Ahora, ese libro es de los más fáciles y más agradables de consultar entre los del Rey Sabio, gracias a la hermosa edición que el profesor de Zurich Arnald Steiger nos da, provista de traducción alemana y de toda clase de comentarios, el técnico ajedrecístico, el lexicográfico, el gramatical, y el de las preciosas miniaturas del códice, que en esta edición se reproducen parcialmente en número de 49.

Diffícilmente se hallaría otra persona más capacitada para editar el *Libro de los Juegos* que el señor Steiger, en quien se reúnen el amplio conocimiento del antiguo romance español, el de la lengua árabe, y la práctica del juego del ajedrez.

Respecto a las miniaturas, el editor en rápidas y sugestivas descripciones llama la atención hacia los trajes, el mobiliario, los gestos y demás circunstancias de las figuras. Nos dice en ocasiones que la explicación es difícil (nº XVII v.) y ciertamente lo es mucho. Si lográsemos penetrar perfectamente en toda la intención del pintor, podríamos trazar un importante capítulo para la historia de la vida privada en Sevilla hacia 1283.

En el folio XXIII v., por ejemplo, parece que hay un propósito satírico: representa cuatro obreros de una ceca, dos de los cuales se juegan las monedas que los otros dos están acuñando. El mismo propósito hay quizás en el folio XXX v.: dos halconeros señalan sus halcones como objeto del juego, o en el folio XXVII v.: dos personajes, uno de ellos tonsurado, juegan dos objetos iguales que cada uno tiene en la mano; acaso esos objetos sean tintero y caja de plumas (quizás en vista de la miniatura coloreada se pueda precisar algo) y ambos jugadores serán notarios o escribas, que juegan hasta los instrumentos de su oficio. En la miniatura del folio LXVII v. (no reproducida por Steiger) juegan descompuestamente sus vestidos, en el juego plebeyo de los dados; nos recuerdan el verso del romance «Por el juego de los dados siempre se revuelve mal».

En el folio XXIII v. el tocado que llevan las figuras de la izquierda es italiano. Debe representar la casa de un banquero genovés en Sevilla.

El miniaturista en la multitud de sus cuadros quiere dar idea de la muy diversa calidad de las gentes que usan los juegos: personas reales, caballeros, damas, gentes de iglesia, plebeyos, etc., así como de las distintas razas que se mezclaban en Sevilla unos 30 años después de reconquistada: cristianos, moros, judíos y negros. Algunas veces aparecen gentes extrañas; en el folio XX v. los jugadores pertenecen a una raza especial que no sé decir cuál sea; acaso embajadores asiáticos venidos a la corte de Alfonso X. En el folio LII recto (no reproducido por Steiger) hay otros tipos orientales.

La miniatura del folio XXXI v. cree Steiger que representa en uno de los jugadores de ajedrez un individuo de familia real, porque en el cinturón y en la vihuela que empuña lleva armas reales de castillos y leones. El que ese personaje esté sin manto y con una vihuela en la mano creo indica que es un tañedor de oficio, un juglar. El llevar los servidores del rey armas reales en sus vestidos es hecho bien conocido y el llevarlas los músicos en sus instrumentos lo es también, al menos respecto de las trompetas¹.

¹ Recuerdo ahora unas trompetas adornadas con castillos y leones,

Así que la miniatura en cuestión debe representar como jugadores un juglar del rey y un juglar común.

En cuanto al lenguaje, Steiger hace una breve y certera caracterización del habla alfonsí en general y expone las particularidades propias del tecnicismo peculiar a los juegos tratados en la obra, ilustrado todo con una traducción alemana del texto hecha con hábil propósito ambiental arcaizante. El glosario es copioso, ilustrado con las oportunas referencias a otros autores; comprende los términos especiales de los juegos, los vocablos poco usuales, y los vocablos corrientes que aparecen empleados en acepción especial. Sigue un muy completo compendio de fenómenos gramaticales. Este bosquejo gramatical servirá de excelente guía para todo estudio sobre la lengua alfonsí, y en general sobre el castellano del siglo XIII declinante.

La lengua de este *Libro de los Juegos*, escrito en Sevilla el año 1283 apenas ofrece dialectalismo alguno. Steiger (p. 423) nota como un leonesismo la grafía *recibam*. Podíamos añadir la metátesis *fremoso* como otro leonesismo. El verbo *ficar* junto a *fincar*, aunque se usa especialmente en el leonés occidental, se encuentra también en textos castellanos¹. Todo esto es muy poco, comparado con los dialectalismos leoneses y aragoneses que se observan en los *Libros de Astronomía* escritos en Toledo, o en la *General Estoria*.

en una miniatura alfonsí (*Poesía juglaresca*, 1924, p. 60) y en muchas representaciones posteriores. — Alfonso V de Aragón autoriza a un cirujano real de Perpiñán para que ponga en las cortinas de su despacho la divisa del rey (J. RUBIÓ Y BALAGUER, *Vida española en la época gótica*, Barcelona 1943, p. 36). — En el romance de *Las señas del esposo*, se dice que el caballero « lleva las armas del rey », sea « en el arzón de la silla » (*Romancero de Durán*, I, p. 175), sea « a las ancas del caballo » o « en el costado derecho » o « en la punta de la espada » etc., según las versiones. — CALVETE DE ESTRELLA en *El felicísimo viaje del Príncipe don Felipe* (edic. *Biblio. Esp.* I [1930], p. 9, 67 ss.) describe frecuentemente las ropas de los servidores regios: « dos reyes de armas con sus cotas de insignias reales », « los trompetas con las insignias reales », etc. En CABRERA DE CÓRDOBA (I, p. 286) los oficiales de la casa de la moneda de Toledo reciben a los reyes en 1560 « vestidos de terciopelo... con sus insignias, armas reales ».

¹ Véase *Cantar de Mio Cid*, p. 197-198. En 10 documentos del leonés occidental (al Oeste del alto Cea y bajo Araduey, hasta Ponferrada inclusive) cuenta 10 casos de *ficar*, contra 3 de *fincar*; mientras en 24 doc. del leonés oriental cuenta solo 6 *ficar* frente a 26 *fincar* (docs. de E. STAUFF, *Dial. Leon.*, p. 252).

Un rasgo principal de la prosa alfonsí merece notarse especialmente en este *Libro de los Juegos*: la escasa diferencia que se nota respecto de la lengua hablada en lo que se refiere a la construcción de algunas oraciones y en la estructuración de su conjunto en el discurso, lo cual contrasta con el esmero por superar la lengua hablada en cuanto a la precisión semántica a la concisión verbal y a otros puntos muy cuidados de esta prosa didáctica. El señor Steiger nota ya (p. 446) curiosos anacolutos e incongruencias de redacción; añádase la excesiva suspensión del sentido a través de una larga serie de cláusulas en vez de una más reflexiva estructuración del pensamiento, repartido en agrupaciones más cortas y lógicamente homogéneas. Esto nos lleva a alterar en tres pasajes la puntuación que Steiger moderniza. En estos tres pasajes el editor pone un punto final, sin duda ateniéndose al manuscrito (conocido es el hábito paleográfico medieval de poner intempestivamente punto y mayúscula).

La conjunción *e* se prodiga, y hasta se entremete en la subordinación con gran extrañeza de nosotros modernos, poniéndose al frente de la oración principal cuando la precede una oración subordinada: « Pues verdat es que los dos non son nada en lugar do el tercero es mantenido, e por esto las dos personas pierden asy su fuerça por el tercero » (J. Abarimatía)¹. Del mismo modo hallamos en el Prólogo del *Libro de los Juegos* un enorme párrafo así construido: « por que estos juegos que se fazen seyendo son cutianos e se fazen tambien de noche como de dia..., e por ende nos don Alffonso... mandamos fazer este libro » (p. 630).

Después, la elipsis de la conjunción condicional *si*, señalada dos veces por Steiger en la p. 433, depende de hallarse expresa dicha conjunción en una oración precedente, así que en ambos casos debemos trocar el punto final en coma: « como si omne tomare parassí siete puntos..., et ell otro con qui él iogare, lançare aquella misma suerte... » p. 290₁₈; « E si por auentura no lança..., e despues destas lançare... » p. 292₂₆. La traducción que hace el señor Steiger del segundo pasaje prescinde ya del punto.

Steiger (p. XV) nota alguna diferencia de lenguaje en los diversos tratados de que la obra se compone y propende a atribuirla a diversos redactores, más bien que a los copistas. Me adhiero a esta presunción y en apoyo de ella pudiéramos notar que en la miniatura I v. las tres personas que escriben a la vez parecen ser los tres redactores de los tres tratados de que consta la obra: ajedrez, dados y tablas.

¹ Casos estudiados ampliamente por K. PIETSCH en el *Homenaje a Menéndez Pidal*, I, p. 33-38.

El arcaísmo en la lengua del *Libro de los Juegos* no es tan acen-tuado como en otras obras del Rey Sabio. La interpolación entre el pronombre proclítico y el verbo no ofrece apenas casos de más de una palabra (si lo *asi non iogare*, etc., p. 416). La distinción entre las formas masculina y femenina del pronombre posesivo *so*, *su*, es ya vacilante en extremo. La sincopa del infinitivo en el futuro y tiempos afines, no da ejemplos muy señalados (*falleçrie*, *vençrán*, *converná*, p. 421-423). Todo parece mirar más hacia el siglo XIV que hacia atrás. Sin embargo, la apócope de la vocal final es aún bastante extensa (*adelant*, *mat*, *roc*, *baldrac*, *alterz*; *escud* e *lança*, *cab* e *quinal*; el galicismo *uiolet*, etc.). Otro principal arcaísmo es el uso de *aver* + infinitivo sin preposición: *an seer*, *an poner* (p. 424).

Y bastan estas breves y descosidas observaciones para dar una idea del múltiple interés que ofrece esta obra de los Juegos que, de ser la cenicienta olvidada entre las del Rey Sabio, pasa a ser una de las mejor publicadas.

Madrid.

R. Menéndez Pidal.

